

ZEITSCHRIFT
FÜR DIE GESCHICHTE
UND ALTERTUMSKUNDE
ERMLANDS

BEITRÄGE ZUR KIRCHEN- UND KULTURGESCHICHTE
DES PREUSSENLANDES

BAND 58
2014

 **Aschendorff**
Verlag

Buchbesprechungen

Maria in der Krise. Kultpraxis zwischen Konfession und Politik in Ostmitteleuropa. Hrsg. von Agnieszka Gašior. Unter Mitarbeit von Stefan Samerski. Köln u.a.: Böhlau 2014, 388 S., 80 s/w. und 47 farb. Abb. (Visuelle Geschichtskultur, 10). ISBN 978-3-412-21077-9.

Konfessionalisierung und Erinnerungskultur – diese beiden immer noch modischen theoretischen Ansätze – sind Grundlage der meisten Beiträge, die während einer Tagung in München 2007 präsentiert und 2014 veröffentlicht wurden. Wie die Herausgeberin hervorheben, geht die neuzeitliche Signifikanz des Marienkultes auf die historischen Prozesse der Gegenreformation im 17. Jahrhundert zurück, die bis heute nachwirken. Die Marienverehrung spielte seitdem eine Schlüsselrolle in der Herausbildung der neuzeitlichen Kirchen, Staaten und Nationen. Besondere Bedeutung erreichte der Marienkult in zwei historischen Zeiträumen, die zugleich als Epochen der politischen Krisen und des sozialen Wandels bezeichnet werden können: das 16./17. Jahrhundert sowie das 20./21. Jahrhundert.

Die Beiträge wurden in vier thematische Gruppen aufgeteilt, orientiert an den „verschiedenen Phänomenen der Mariendevotion“: Marianische Bildkonzepte, Marienpatronat, Gnadenbilder sowie Marienwallfahrten. Der erste Teil über Marianische Bildkonzepte und ihre Funktionen enthält nur drei Aufsätze. Den Auftakt bildet Wolfgang Brückner mit seiner Untersuchung von zwei gegenreformatorischen Muttergottesbildern in der Münchener St. Michaeliskirche und im Hildesheimer Dom. Am Beispiel dieser Gemälde wird die besondere Bedeutung des Marienkultes im nachtridentischen Europa gezeigt. Ergänzt und vertieft wird diese Darstellung durch einen Beitrag, in dem Nikolaj van der Meulen die Kombinationen der Mariabilder mit kartographischen Bildern im 17. und 18. Jahrhundert thematisiert. Ausgehend von einem Kupferstich „Bavaria Sancta“ (1615) präsentiert er weiter die Karte des Bodenseegebietes (1647), die Loretokapellen in der Schweiz, die im 17. Jahrhundert als Grenzmarkierung des katholischen Landes erbaut wurden, sowie die zwei großen bayerischen Kartenwerke „Atlas Marianus“ und „Atlas Novus“. Als einen historischen Höhepunkt der Marienkartographie betrachtet der Autor die Deckenmalereien in den bayerischen Ordenskirchen, die im 18. Jahrhundert geschaffen wurden – wenige Jahre später geriet die Marienverehrung in eine Krise. Die Autorin des dritten Beitrags, Monique Scheer, betrachtet dagegen die Frage der massenhaft kolportierten Marienbilder und ihrer Rolle bei den Marienerscheinungen im 19. und 20. Jahrhundert. Sie konzentriert sich zwar auf den Marienerscheinungen im bosnischen Medjugorje (1981), aber sie behandelt dieses Thema in einem chronologisch und geographisch sehr breiten Kontext.

Der zweite Teil des Bandes über Marienpatronat zwischen Landespolitik und Volksfrömmigkeit enthält vier Beiträge. Hans-Jürgen Bömeltburg und Damien Tricoire untersuchen die Einführung des Marienpatronats in Polen im 17. Jahrhundert, aber sie setzen andere Akzente. Bömeltburg unterstreicht den Unterschied

zwischen dem hofnahen, monarchischen Konzept der Maria als Patronin und Königin Polens und einer Idee der Adelsopposition, die Maria als Fürsprecherin der „polnischen Freiheit“ propagierte. Tricoire versucht dagegen die Einführung des Marienpatronats in einem breiteren Kontext darzustellen, indem er die Situation in Polen mit ähnlichen Prozessen in Frankreich und Bayern vergleicht. Zwei weitere Aufsätze sind den südlichen Nachbarn Polens gewidmet. Stefan Samerski skizziert den „mühsamen Weg“ der Einführung des Marienkultes in Mähren im Zeitalter der Konfessionalisierung und Jaroslav Šebek präsentiert die politischen, konfliktbeladenen Umstände der Marienverehrung in den böhmischen Ländern vor und nach 1989.

Im dritten Teil des Buches wurden sechs Beiträge unter dem Gesamttitel Gnadenbilder und ihre Karrieren gruppiert. Anna Tuskés präsentiert die Verbreitung des Kultes der Kopien von Lucas Cranach's Mariahilf in Ungarn im 17. und 18. Jahrhundert, während Kai Wenzel die Bedeutung der Gottesmutter im katholisch-protestantischen Konflikt zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges analysiert. Zwei weitere Aufsätze sind den Gnadenbildern im heutigen Rumänien gewidmet: Krista Zach stellt die Karriere des Madonnenbildes in Maria Radna als identitätsstiftender Symbolfigur im national und konfessionell heterogenen Banat dar, und Robert Born präsentiert die Rolle der Ikonen von Klausenburg (Cluj-Napoca) und Nicula in den interkonfessionellen Auseinandersetzungen in Siebenbürgen vom 18. bis zum 21. Jahrhundert. Es durfte nicht an Beiträgen fehlen, die den polnischen Madonnenkult analysieren: Agnieszka Gašior deutet in ihrem Aufsatz die symbolische Bedeutung des Bildschmuckes der Schwarzen Madonna von Tschenschostochau und Ewa Klekot analysiert die religiöse und nationale Symbolik der Katyrner Kapelle und des Mausoleums (Kaplica Katyńska – Mauzoleum) in der Warschauer Kathedrale des Feldbischofs der polnischen Armee.

Der letzte, vierte Teil des Buches über Marienwallfahrten und ihre politischen Implikationen im 20. Jahrhundert enthält vier Beiträge. Małgorzata Omilanowska (seit 2014 Kulturministerin der Republik Polen) präsentiert die religiöse und nationale Symbolik des „Marienheiligums“ in Licheń, das sie „eine Art katholisches Las Vegas“ nennt, eine volkstümliche Konkurrenz für Tschenschostochau. Agnieszka Halemba analysiert die Rolle der griechisch-katholischen Kirche und besonders der Marienerscheinungen in Dzhublyk (2002) in den Auseinandersetzungen um die kirchliche und nationale Identität der Karpatenukraine, und Liliya Berezhnaya deutet das Kloster und Marienheiligum in Počajiv/Począjów als Erinnerungsort in der „postsowjetischen Ukraine“. Der letzte Beitrag von Bojan Aleksov ist den Kontroversen um Medjugorje während des Bürgerkrieges in Jugoslawien gewidmet.

Wie aus dem Überblick der Aufsätze hervorgeht, bietet der Band eine breite Palette von Texten, die den Marienkult in Ostmitteleuropa aus verschiedenen Perspektiven analysieren. Unter den Autoren befinden sich Historiker, Kunsthistoriker, Kulturwissenschaftler und Kulturanthropologen, die verschiedene Länder, Nationalitäten und wissenschaftliche Traditionen repräsentieren. Dem Leser wird ein kompakter Band vorgelegt, der ein Thema beleuchtet, das bis vor kurzem als eine Domäne der Theologen galt. Mehrere Aufsätze (z. B. von Monique Scheer

und Damien Tricoire) basieren auf früheren, bereits publizierten Studien und Monographien, andere tragen Merkmale von Forschungsberichten oder Konferenzbeiträgen, aber eines ist ihnen gemeinsam: sie sind ein Beweis dafür, dass die Geisteswissenschaften in Ostmitteleuropa im 21. Jahrhundert die enge nationale Perspektive überwunden haben. Mehrere ostmitteleuropäische Autoren absolvierten ihre Studien in Westeuropa, und sie sind nicht selten in deutschen oder anderen ausländischen akademischen Institutionen beschäftigt, während viele westeuropäische Autoren zahlreiche Erfahrungen im Osten gesammelt und Kenntnisse in osteuropäischen Sprachen erworben haben. Natürlich können in manchen Aufsätzen kleine Fehler oder Unklarheiten gefunden werden; z. B. im Beitrag über das ukrainische Počajiv/Poczajów wird behauptet, der Ort gehörte zum Kreis Ternopol'/Tarnopol und damit zum österreichischen Kaiserreich (S. 348) – in Wirklichkeit liegt Počajiv in Wolhynien und im 19. Jahrhundert befand es sich in den Grenzen des russischen Zarenreiches (auch wenn es gegenwärtig tatsächlich im Kreis Ternopol' liegt). Der Gesamteindruck ist jedoch äußerst positiv – der Herausgeberin ist es gelungen, einen wertvollen Sammelband vorzulegen, der den Einblick in die aktuellen Forschungen über Religion und Politik ermöglicht.

Zielona Góra/Grünberg

Olgierd Kiec

Landschaft(en). Begriffe – Formen – Implikationen. Hrsg. von Franz J. Felten, Harald Müller und Heidrun Ochs. Stuttgart: Franz Steiner 2012, VI, 405 S., 53 s/w Abb., 2 s/w Tab. (Geschichtliche Landeskunde, 68). ISBN 3-515-08760.

„Landschaft ist, sie wird geformt, wird wahrgenommen und dargestellt.“ (S. 3). In der neueren Landschaftsforschung besteht ein Konsens, dass Landschaft ein Konstrukt darstellt.¹ Die Landschaft liegt also nicht einfach vor uns. Sie wird vielmehr konstruiert, wobei es nicht nur um die Abhängigkeit von bestimmten beschreibbaren Leistungen eines historischen Bewusstseins geht. Die Wahrnehmung von Landschaft erfolgt stets aus einem subjektiven Blickwinkel, aus einer bestimmten „Verstehensdisposition“², die sowohl historisches Bewusstsein als auch eine bestimmte Herangehensweise bei ihrer Erforschung bedeuten kann. Diese Umstände versucht der vorliegende Band zu klären.

Die Publikation besteht aus zwei thematischen Einheiten. Der erste Abschnitt enthält die Vorträge, die während der Tagung Der Begriff der Landschaft in der landeshistorischen Forschung. Konzeptionen im interdisziplinären Austausch im Jahr 2008 in Mainz gehalten, und der zweite Teil umfasst Referate, die 2004 während des 9. Alzeyer Kolloquiums „Frauen-Kloster-Landschaften“ präsentiert wurden. Die Tagungen gingen aus dem Bedürfnis hervor, den Begriff der Landschaft „aus unterschiedlichen Forschungsinteressen heraus differenziert zu

¹ BARBARA KORTE-CHEMNITZ, Sehweisen literarischer Landschaft. Ein Literaturbericht. In: GERMANISCH-ROMANISCHE MONATSSCHRIFT. N. F. 44 (1994) S. 255.

² WOLFGANG RAIBLE, Literatur und Natur. Beobachtungen zur literarischen Landschaft. In: POETICA 11 (1979) S. 105-123.

beleuchten“ (S. 6). Einerseits sollte Landschaft als eine mögliche Perspektive zur historischen Forschung geprüft werden, und auf der anderen Seite war das Konzept Landschaft in Bezug auf seine Interdisziplinarität vorzustellen. Denn der Begriff Landschaft funktioniert heutzutage als Forschungskonzept in verschiedenen Fächern, die Raum, Land, Region in diversen Zusammenhängen untersuchen.

Das einleitende Zitat ist dem damaligen Tagungs-Flyer der Mainzer Konferenz entnommen, in dem die Organisatoren der Tagung ankündigten, dass sie vorhatten, die zahlreichen Facetten des Landschaftsbegriffs zu systematisieren. Vor allem geht es dabei um die Herausbildung von zwei Erscheinungsformen der Landschaft: einerseits um die Naturlandschaft, die im Prozess ihrer Gestaltung durch den Menschen zur Kulturlandschaft wird, und andererseits die imaginierte Landschaft, verschiedene „Bilder“ einer Landschaft – die individuelle, gruppenbezogene oder forschungsspezifische Wahrnehmung einer Landschaft, also um so genannte „Landschaften im Kopf“ (S. 32).

Joachim Schneider, dessen Beitrag den Band eröffnet, erläutert zunächst in historischer Perspektive den Begriff der Landschaft, seine Entstehung und seinen Wandel über die letzten hundert Jahre. Er schafft damit eine gemeinsame Grundlage für die darauf folgenden Referate und führt den Leser in einer lesbaren und klaren Form durch die Entwicklungs- und Bedeutungsmäander des Landschaftsbegriffs. Zwei bedeutende Forscher, der Kulturgeograph Friedrich Ratzel und der Historiker Karl Lamprecht, haben die historische Landschaft als Forschungsgegenstand etabliert. Seitdem änderte sich die Wahrnehmung der „historischen Landschaft“, die nach Ratzel „vielmehr eine Kulturlandschaft war, die sich durch das Wirken der Menschen historisch herausgebildet hat und zu der man eine emotionale Bindung entwickeln kann“ (S. 10). Lamprecht postulierte zum ersten Mal eine Art landschaftlicher Identität, die seit den 1920er Jahren zu einer zentralen Denkfigur in der Landschaftsforschung geworden ist. Sodann kommen die nächsten Entwicklungsperioden des Landschaftsbegriffs zur Sprache: von den von Hermann Aubin zum Ziel der historisch-landeskundlichen Forschung postulierten (Kultur-)Landschaften“, „Kulturprovinzen“ und „Kulturräumen“ (S. 11) über die Entwicklung und Kritik des Begriffs in den 1970er Jahren (hier vor allem die Forschungsarbeit von Karl-Georg Faber) bis zum in den 1990er Jahren bekanntgegeben kulturwissenschaftlichen *spatial turn*, das dem Landschaftsbegriff eine größere Bedeutung zuschrieb. Der jüngst entwickelte Forschungskontext geht auf das von Martina Löw entwickelte Konzept der Raumsoziologie zurück, in der der Zusammenhang zwischen den Akteuren und den Räumen besonders hervorgehoben wird, wobei dieser doppelt erscheint. Denn Akteure konstituieren Räume einmal dadurch, dass sie Personen und Güter in ihnen platzieren, andererseits auch, indem sie diesen Räumen durch ihre Wahrnehmung von Ensembles von Gebäuden, Menschen und Objekten eine bestimmte Bedeutung zuschreiben (S. 19). In seinem Fazit verdeutlicht Schneider den Kern der „landschaftsbezogenen“ Forschungen: „Einmal geht es darum, in einer als erfahrungsorientiert zu charakterisierenden Variante Zeugnisse der Wahrnehmung und Erschließung von Landschaft als Naturlandschaft, Kulturlandschaft etc. durch die Zeitgenossen einer historischen Epoche zu untersuchen. In einer zweiten Variante geht es darum, Zeugnisse land-

schaftlicher und zugleich landsmannschaftlicher, das heißt kollektiver Identität und Zuordnung zu sammeln und zu analysieren – also Zeugnisse, die eine relativ konstante, vor allem aber auch emotionale Verbindung zwischen einer so genannten historischen Landschaft bzw. einem Land und den dort wohnenden bzw. von dort stammenden Menschen erkennen lassen“ (S. 20).

Dem ersten Beitrag des besprochenen Bandes wird hier besonders viel Aufmerksamkeit gewidmet, weil er ein eingehendes Instrumentarium und eine umfangreiche Basis an Herangehensweisen zur interdisziplinären Landschaftsforschung liefert. Er ist auch der Ansatzpunkt für alle darauffolgenden Referate in dem Band. Im nächsten Kapitel überprüft der Stadt- und Regionalsoziologe Detlev Ipsen die eingangs aufgestellte These, dass Landschaft transitorisch sei. Ausgehend davon, dass die Entwicklung der Landschaft in Deutschland in den letzten 30 bis 40 Jahren Verflüssigungen unterliegt, weist der Autor nach, dass Landschaft modular ist. Darunter ist zu verstehen, dass man ein Modul herausnehmen kann, um es durch ein anderes zu ersetzen, ohne das Ganze zu stören (S. 30). In diesem Sinne entstehe ein modulares Verständnis von Landschaft im Bewusstsein des Menschen. Dies können kleine Blickziehungen sein, Eingangsorte, Raststätten und Gasthöfe, die durch Module Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und so entstünden Bestandteile der *mental map* einer bestimmten Stadt, Region, Landschaft, also die hier schon anfangs erwähnten metaphorischen Landschaften im Kopf (S. 31–32).

Thorsten Pohlert und Wolfgang Wilcke berichten in ihrem Beitrag über den Begriff der Landschaft in den gegenwärtigen Konzepten der Physischen Geographie, in der er hinsichtlich ihrer funktionalen Eigenschaften synonym für Raum oder Region benutzt wird. Demnach sind die Dimensionen Zeit und Raum von wesentlicher Bedeutung für die Ausrichtung eines Forschungsprogramms. Die Verfasser kommen zu dem Schluss, dass trotz unterschiedlicher Epistemologie und Sprache der beteiligten Disziplinen die Möglichkeit besteht, ein interdisziplinäres Projekt zu Landschaft zu formulieren.

In den folgenden Kapiteln werden Landschaftskonzepte in verschiedenen Fächern besprochen. Michael Simon stellt die Anwendbarkeit des Landschaftsbegriffs in der Kulturanthropologie infrage. In der Archäologie hingegen, so Rainer Schreg in seinem Beitrag über Landschaft im Wandel – Fallstudien der Archäologie des Mittelalters, gebe es verschiedene Herangehensweisen, in denen das Landschaftskonzept genutzt werde, wobei – unter Einbeziehung ökologischer und kulturwissenschaftlicher Modelle – sein größtes Potenzial in der Landschaftsarchäologie liege. Ute Engel beschreibt in ihrem Aufsatz, der methodischen Problemen und neueren Perspektiven auf die Kunstlandschaft und die Kunstgeschichte gewidmet ist, verschiedene Aspekte der Anwendung des Landschaftsbegriffs als Gegenstand der Kunstgeschichte. Sie hat ein Instrumentarium entwickelt, um Kunstwerke zu interpretieren. Dadurch wird es ermöglicht, Kunstwerke in Raum und Zeit zu platzieren und geohistorische Zusammenhänge herzustellen. Die Beiträge von Albrecht Greule über Sprachlandschaften und von Reinhard Friedrich über Burglandschaften gelangen zu ähnlichen Schlussfolgerungen: dass der Begriff der Landschaft keine Systematisierungen von ihnen behandelten/erforschten

Themen zulässt. Im Falle der Sprachwissenschaft besteht die Schwäche des Landschaftsbegriffs darin, dass er eine Prägung beinhaltet, nicht aber das Merkmal einer klaren Begrenzung (S. 126).

Der Aufsatz von Johannes Helmrath, *natio, regio, terra* – Landschaften in der Historiographie des deutschen Humanismus um 1500 am Beispiel von Konrad Celtis und Erasmus Stella schließt den ersten Abschnitt des Bandes ab. Wurde in den anderen Beiträgen auf das Phänomen der Landschaft in Geographie, Archäologie, Kunstgeschichte, Geschichts- und Sprachwissenschaft zurückgegriffen, geht es nun um die literarische Ebene. Die Konstruktion von Landschaft erfolgt hier im Bewusstsein, geht also auf das Imaginäre zurück. Aus dieser Forschungsperspektive gelangen wir zu einer bestimmten Art von (Regional-)Landschaft, die im Prozess der Geschichtsschreibung um 1500 erschaffen worden ist.

Franz J. Felten eröffnet den zweiten Abschnitt des Bandes, in dem Texte der Tagung zum Thema Klosterlandschaften publiziert werden. Obwohl der Begriff Klosterlandschaft mit Vergleich zur historischen Landschaft oder zu Städtelandschaften relativ jung erscheinen mag – und dessen wissenschaftlicher Wert bezweifelt wird (S. 198) – stießen verschiedene Klosterlandschaften auf das Interesse der Forschung. Nach kritischen Überlegungen zum Begriff Klosterlandschaft von Gert Melville folgen sechs Fallstudien zu drei deutschen Landschaften (Maria Magdalena Rückert: Fromme Frauen, weltliche Schriftsteller und geistliche Förderer – zur Verdichtung Württembergisch Frankens und Oberschwabens zu „Frauenklosterlandschaften“, Frank G. Hirschmann: Frauenklöster und Beginenhöfe im Maas-Mosel-Raum des 12. und 13. Jahrhunderts, Petra Weigel: Klosterlandschaft – Frauenklosterlandschaft: Das Beispiel Thüringen), zu zwei europäischen Landschaften (Clemens Bergstedt: Die Frauen-Koster-Landschaft im Nordosten des mittelalterlichen Deutschen Reiches, Guido Cariboni: Frauenklöster der lombardischen Städtelandschaft (11.–13. Jahrhundert)), und zu einer Stadt (Christine Kleinjung: Bürgerliche Lebenswelt und Klosterlandschaft. Das Beispiel der Frauenklöster im Worms im Hoch- und Spätmittelalter). Obwohl die Erforschung von Klosterlandschaften eher ein Nischenthema zu sein scheint, ergaben sich aus der wissenschaftlichen Arbeit an diesem Motiv in Alzey interessante Schlussfolgerungen, u.a. ließ sich feststellen, wie sehr sich die Verbreitung zisterziensischer Frauenklöster zeitlich und räumlich von denen der Männerabteien unterschied (S. 159). Das Hauptanliegen war hier aber vor allem, aus Klosterlisten bzw. aus Karten gewonnene Verdichtungsräume in zeitlicher Differenzierung als „Klosterlandschaften“ zu betrachten (S. 160).

Insgesamt bietet der Band allen, die sich mit dem Forschungsgegenstand Landschaft beschäftigen, wertvolle Einblicke in viele Forschungsfelder des Landschaftsbegriffs. Er eröffnet darüber hinaus eine breite Perspektive der Auseinandersetzung mit „Landschaft“ im Rahmen zahlreicher Disziplinen. Denn den Autorinnen und Autoren der einzelnen Beiträge ist es gelungen, verschiedene Dimensionen der Landschaftsforschung einzubeziehen. Somit bleibt zu hoffen, dass alsbald noch weitere Problembereiche der mehrdimensionalen Landschaftsforschung erschlossen werden.

Marcin Sumowski, Duchowni diecezjalni w średniowiecznym Toruniu. Studium prozopograficzne [Die Diözesanpriester im mittelalterlichen Thorn. Eine prosopographische Studie]. Toruń: Wydawnictwo Adam Marszałek 2012, 301 S., 14 Tab., 1 Kt. [Dt. Zusammenfassung]. ISBN 83-7780-554-5.

Seit einigen Jahren wird der Klerus im Deutschordensland Preußen auf prosopographischer Grundlage intensiv erforscht.¹ Während sich die Forschung bislang vorwiegend auf die preußischen Bischöfe und Domherren konzentriert hat, bildet der niedere Klerus in Preußen ein weitgehend unbearbeitetes Forschungsfeld. Der vorliegende Band untersucht die Zusammensetzung des niederen Klerus im städtischen Milieu am Beispiel der Stadt Thorn. Die Wahl Thorns als Untersuchungsgegenstand überzeugt angesichts der Bedeutung der Stadt sowie der günstigen Quellenlage. Den zeitlichen Rahmen der Untersuchung bildet zum einen das erste Auftreten eines Thorner Klerikers in den Quellen im Jahr 1255 und zum anderen die Bestätigung der Religionsfreiheit durch den polnischen König und die Übernahme der Jakobskirche durch die Protestanten im Jahr 1558. Somit greift die Untersuchung über die übliche Zäsur der preußischen Geschichte der Jahre 1454–1466 weit hinaus. Dies ist in den einschneidenden Veränderungen in Thorn um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Zusammenhang mit der Reformation begründet und erscheint überzeugend. Die Untersuchung beschäftigt sich ausschließlich mit den weltlichen Geistlichen, die im Besitz eines Benefiziums in der Stadt waren, und klammert die Ordensgeistlichen in der Stadt aus. Eine Ausnahme bilden hier aufgrund der besonderen Verhältnisse im Deutschordensland bis zum Dreizehnjährigen Krieg die in der Regel an die Deutschordensregel gebundenen Pfarrgeistlichen, die als Bindeglied zwischen dem Deutschen Orden als Stadtherrn und der Stadt eine sehr interessante Stellung innerhalb der städtischen Gesellschaft innehatten.

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil wird die Sakraltopographie von Thorn im behandelten Zeitraum detailliert beschrieben (S. 21–44). Der Schwerpunkt liegt hierbei auf der Beschreibung der einzelnen Benefizien als Versorgungseinrichtungen der Kleriker. Im zweiten Teil werden die Biogramme der Thorner Kleriker ausgewertet. Im einführenden Kapitel (S. 46–64) wird auf die methodischen Probleme, die mit der Anwendung der prosopographischen Methode verbunden sind, detailliert eingegangen. Ausführlich werden hier die Zugehörigkeit zum Thorner Klerus, die konkrete Zuordnung der Kleriker zu den einzelnen Benefizien sowie die Herkunftsbestimmung und Identifizierung der Kleriker erörtert. Besonders interessant ist der kurze Exkurs zu den aus Thorn stammenden Bischöfen und Domherren. Diese wurden im prosopographischen Teil der Arbeit meist nicht berücksichtigt, da nur ein kleiner Teil von ihnen im Besitz von Benefizien in ihrer Heimatstadt war. Die untersuchten Kleriker werden

¹ Vgl. dazu die ausgezeichneten Arbeiten zu den preußischen Domkapiteln: MARIO GLAUERT, Das Domkapitel von Pomesanien. (1284–1527), Toruń 2003 (PRUSSIA SACRA, 1). RADOŚLAW BISKUP, Das Domkapitel von Samland (1285–1525), Toruń 2007 (PRUSSIA SACRA, 2). RADOŚLAW KRAJNIAK, Duchowieństwo kapituły katedralnej w Chełmży do 1466 roku. Studium prozopograficzne [Die Geistlichkeit des Domkapitels in Kulmsee bis 1466. Eine prosopographische Untersuchung]. Toruń 2013.

in der Auswertung in zwei Gruppen eingeteilt: die Pfarrgeistlichkeit (S. 70–82) und den niederen Klerus (S. 82–88), was angesichts der unterschiedlichen sozialen Herkunft und der Karriereverläufe der beiden Gruppen sinnvoll erscheint. Besonders interessant ist die Auswertung der sozialen und geografischen Herkunft, der Bildung sowie der Karriereverläufe der beiden Gruppen. Leider ist vor allem die Auswertung der Karriereverläufe etwas knapp ausgefallen (S. 80–82 und 87–88). Hierbei hätte der Verfasser stärker auf die Rolle des Deutschen Ordens bei der Förderung der Kirchenkarrieren bis zum Dreizehnjährigen Krieg sowie auf die Mechanismen der Benefizienvergabe und die Kirchenkarrieren der Thorner Kleriker außerhalb der Stadt eingehen können, was insbesondere im Falle der altstädtischen Pfarrer, die oftmals als Juristen und Diplomaten für den Deutschen Orden tätig waren, in den Quellen verhältnismäßig gut beleuchtet ist.

Der dritte Teil des Bandes (S. 89–256) beinhaltet 205 Biogramme der untersuchten Personengruppe. Den Biogrammen gehen ein alphabetisches Verzeichnis der Kleriker (S. 89–95) sowie eine Auflistung der Pfründeninhaber nach den einzelnen Benefizien voran (S. 95–105). Die Biogramme sind sehr übersichtlich aufgebaut: Auf die Nummer des Biogramms folgt der Name des Klerikers mit den einzelnen Namensvarianten, gefolgt von einer Liste der ausgeübten Kirchenämter und Benefizien und dem beschreibenden Teil des Biogramms. In einem zweiten Teil folgen die 13 mutmaßlichen Thorner Kleriker, die keinem konkreten Benefizium in der Stadt zugeordnet werden konnten (S. 251–256). In einer knappen Zusammenfassung wird noch einmal darauf hingewiesen, dass die Untersuchung einen Ausgangspunkt für die weitere Erforschung des niederen Klerus in Preußen bilden soll und insbesondere der prosopographische Teil sicherlich ergänzt werden müsse (S. 257–259). Die Arbeit bietet mehrere Zugriffsmöglichkeiten auf die detaillierten biographischen Informationen der Kleriker. Am Ende des Bandes findet der Leser ein sorgfältig zusammengestelltes Personenregister, in dem die mit einem Biogramm versehenen Personen fett hervorgehoben sind (S. 288–301). Ferner sind die Biogramme mit einer laufenden Nummer versehen, auf die im Text stets Bezug genommen wird. Ebenfalls hilfreich sind die zahlreichen Listen und Tabellen der Kleriker, in denen ebenfalls konsequent auf die Nummern der Biogramme verwiesen wird.

Der Verfasser wertet im Rahmen der Untersuchung eine große Zahl von Quellen aus, was angesichts der Heterogenität der untersuchten Gruppe notwendig ist und zweifellos eine wesentliche Herausforderung dieser Arbeit darstellt. Der Untersuchung liegt vor allem die für das Mittelalter bereits in großen Teilen edierte städtische Überlieferung zugrunde. Den Schwerpunkt bilden hier die bis 1479 gedruckten Schöffenbücher der Altstadt Thorn, die bis 1529 ausgewertet wurden, sowie andere bereits edierte städtische Amtsbücher. Ferner ist auch der umfangreiche Bestand *Dokumenty i listy* (Urkunden und Briefe) im Staatsarchiv Thorn (APT, Kat. I) durchgesehen worden. Herangezogen wurden auch edierte Quellen preußischer Provenienz. Hier sind vor allem das *Preussische Urkundenbuch* und das *Urkundenbuch des Bisthums Culm* zu nennen. Um die Ausbildungsverhältnisse der Thorner Kleriker zu beleuchten, wurden das Verzeichnis *Prussia scholastica* von Max Perlbach und diverse Universitätsmatrikeln herangezogen.

Eine Leerstelle sei jedoch benannt: Eine systematische Auswertung der Quellen päpstlicher Provenienz, die für Preußen in den beiden Reihen *Bullarium Poloniae* und *Repertorium Germanicum* bis 1471 vorliegen, hätte einige interessante Ergänzungen vor allem hinsichtlich der Aktivitäten der untersuchten Gruppe auf dem sogenannten Pfründenmarkt, aber auch in der untersuchten Stadt selbst gebracht. So war beispielsweise der Pfarrer der Jakobskirche Simon Luterberg auch Inhaber von Benefizien in den Kollegiatstiften von Guttstadt und Kruschwitz, was aus einer päpstlichen Provisionsbulle vom 23 V 1402 hervorgeht.² Noch interessanter erscheint der offensichtlich erste Versuch, eine Provision auf ein niederes Benefizium in Thorn an der päpstlichen Kurie in Rom zu erlangen: Am 19 VI 1471 supplizierte der spätere Domherr von Ermland, Thomas Kynast, um die Kaplanei am Altar der Heiligen Drei Könige in der Johanniskirche in Thorn, welche nach dem Tod von Konrad Gesselen frei geworden war.³ Ob sich der aus Thorn stammende Petent in seiner Heimatstadt durchsetzen konnte, ist allerdings fraglich. In der vorliegenden Untersuchung wird er nicht als Inhaber von Benefizien in Thorn genannt.

Die hier aufgeführten Ergänzungen und Kritikpunkte können die Leistung der vorliegenden Untersuchung nicht schmälern. Der Erkenntnisgewinn der Arbeit ist angesichts des noch in großen Teilen unbekanntem niederen Klerus in Preußen beachtlich. Mittels der prosopographischen Methode ist es dem Verfasser gelungen, die heterogene Gruppe systematisch zu erfassen, was angesichts der Quellenfülle zweifellos eine Herausforderung darstellt. Es bleibt zu hoffen, dass weitere Arbeiten folgen werden, welche den städtischen Klerus im mittelalterlichen Preußen näher beleuchten und vergleichende Studien erlauben.

Berlin

Remigius Stachowiak

Mikołaj Kopernik. O obrotach. Księga pierwsza. [Nicolaus Copernicus. Über die Umschwünge. Erstes Buch]. Tłumaczył z łaciny. Mieczysław Brożek. Teksty, komentarze i redakcja Teresa Borawska. [Übersetzung aus dem Lateinischen: Mieczysław Brożek; Texte, Kommentare und Redaktion: Teresa Borawska]. Toruń: Towarzystwo Naukowe 2013, 150 S., 11 Ill. ISBN 978-83-61487-96-8.

Frühere Copernicus-Jubiläen, d. h. insbesondere die Festveranstaltungen, Konferenzen und Ausstellungen zum 400. und 500. Geburtstag des Frauenburger Domherrn, Arztes, Geldtheoretikers und Astronomen (1873 bzw. 1973), führten zu einer gewaltigen Flut neuer Publikationen über sein Leben und die Begründung der heliozentrischen Kosmologie. Von wirklich einsichtsvollen, neue Erkenntnisse zutage fördernden Büchern und Aufsätzen über populärwissenschaftliche Dar-

² *Repertorium Germanicum*. Bd. 2. Nachdruck der Ausgabe aus den Jahren 1933-1938. Berlin 1961, Sp. 105 (Eintrag zu Balthazar Rabe).

³ *De capn. ad alt. Trium regum in par. ecll. S. Johannis op. Thorme Gneznen. (sic!) dioc. de iur. patron. laic. (4 m. arg.) vac. p.o. Conradi Gesselin in dioc. et civit. Culm. ap. subcollect. 19. Iun. 71 S 668 40^os.* *Repertorium Germanicum*. Bd. 9. Tübingen 2000, Nr. 5864.

stellungen bis hin zu und mehr oder weniger trivialen Artikeln in Tageszeitungen reichte das Spektrum neuer Veröffentlichungen. Naturgemäß bekam die Copernicus-Literatur in Polen und Deutschland den jeweils meisten Zuwachs, aber auch im englischsprachigen Raum erschienen umfangreiche Kongressberichte, biographische Darstellungen und Monographien zur Ausbreitung der copernicanischen Lehre. Seit dem letzten großen Jubiläum (1973) ist der Zustrom neuer Copernicus-Literatur nicht versiegt, aber er beschränkte sich im Wesentlichen auf sehr spezielle Themen und eine früher weniger beachtete wissenschaftstheoretische Annäherung und widmete sich dem Umkreis von Copernicus, insbesondere dem „Wittenberger Zirkel“ sowie dem Leben und Werk von Georg Joachim Rheticus (1514–1574), Copernicus' einzigem Schüler und wissenschaftlichen Herold. Relativ unspektakulär wurden die polnische, seit 1973 von der Polnischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene und die deutsche, 1974 neu begründete Nicolaus-Copernicus-Gesamtausgabe weitergeführt.

Die an der Universität Toruń tätige Historikerin Teresa Borawska hat sich bereits in zwei früheren Veröffentlichungen mit dem copernicanischen Werk und seinem Umfeld beschäftigt. Die eine war dem Leben und Wirken von Copernicus' Freund und Vertrauten, dem Frauenburger Domherren Tiedemann Giese gewidmet (Olsztyn 1984); eine weitere untersuchte Umfang und Inhalt des gelehrten Lebens im Ermland zur Zeit von Copernicus (Toruń 1996). Das vergangene Jahr und damit die 540. Wiederkehr von Copernicus' Todestag und das fast gleichzeitige Erscheinen der Erstausgabe seines Hauptwerkes *De revolutionibus* nahm Teresa Borawska zum Anlass, dessen erstes Buch in einer neuen polnischen Ausgabe herauszugeben und zu kommentieren. Die Übersetzung des lateinischen Textes von Mieczysław Brożek orientiert sich an einer früheren Übersetzung des bekannten polnischen Copernicus-Forscher Jerzy Dobrzycki (Wrocław u. a. 1987), weicht aber in einigen Passagen ab und berücksichtigt auch neuere Erkenntnisse der Copernicus-Forschung. Im Einzelnen enthält der Band Übersetzungen folgender Texte:

- Copernicus' Widmungsbrief an Papst Paul III.
- die nur im Autographen, nicht in der Nürnberger *Editio princeps* von 1543 enthaltene Vorrede von Copernicus
- den Text des ersten Buches von *De revolutionibus* ohne die Kapitel 12 und 13, d. h. ohne die rein mathematische Darstellung der ebenen und sphärischen „Trigonometrie“, die keinen unmittelbaren Bezug zu den kosmologischen Aspekten der heliozentrischen Lehre besitzt.

Nicht enthalten ist die anonyme Vorrede (*Ad lectorem*) des Nürnberger Pfarrers und Reformators Andreas Osiander d. Ä. (1498–1552), die der *Editio princeps* ohne Copernicus' Einwilligung vorangestellt wurde. Bei ihrem eigenen Kommentar konnte sich Teresa Borawska auf die umfangreichen Vorarbeiten von Ludwik Antoni Birkenmajer (Kraków 1900 und 1924) stützen. Weiterhin hat sie die Erläuterungen und Anmerkungen von Felix Schmeidler (Kommentar zu *De revolutionibus*, Nicolaus Copernicus Gesamtausgabe, Bd. III, Berlin 1998) benutzt sowie Anna de Paces Kommentar zu einer neuen italienischen Übersetzung von Buch I (*Niccolò Copernico e la fondazione del cosmo eliocentrico con testo, tradu-*

zione e commentario del Libro I de rivoluzioni celesti, 2009). Insbesondere geht die Autorin auf die Frage ein, wann die erste Fassung von *De revolutionibus* entstanden ist und kommt zu dem Schluss, dass erste Entwürfe schon parallel zum *Commentariolus* schriftlich fixiert wurden, also zu eine Zeit als Copernicus noch in der bischöflichen Residenz Heilsberg als Berater seines Onkels, des ermländischen Bischofs Lukas Watzenrode, tätig war (bis 1510). Die letzte uns vorliegende Fassung, das Autograph, kann erst – das zeigt eines seiner Wasserzeichen – während des Aufenthalts von Georg Joachim Rheticus im Ermland (1540–1541) in Frauenburg niedergeschrieben worden sein. Es ist bis zu Copernicus' Tod in seiner Hand geblieben. Heute befindet sich das Autograph unter der Signatur der BJ 10 000 in der Handschriftenabteilung der Jagiellonischen Universitätsbibliothek in Krakau.

Neu an der Ausgabe von Teresa Borawska ist auch ihre Form. Erstmals wurde einer *De revolutionibus*-Übersetzung die Faksimile-Wiedergabe des Autographen gegenübergestellt. Allein der Widmungsbrief an Paul III., der im Juni 1542 geschrieben wurde und dessen Handschrift nicht mehr existiert, konnte nur in der gedruckten Form der *Editio princeps* wiedergegeben werden. In den einführenden Kapiteln geht die Autorin sowohl auf die Schicksale des copernicanischen Autographen ein (Losy autografu *De revolutionibus*, S. 15–17) als auch auf die Geschichte der Übersetzungen in vernakuläre Sprachen. Tatsächlich war Thomas Digges' Übersetzung ins Englische von 1576 die erste uns bekannte Übersetzung, doch schon wenig später entstand am Kasseler Hof des hessischen Landgrafen Wilhelm IV. eine vollständige Übersetzung ins Frühneuhochdeutsche. Diese, zu großen Teilen von Nicolaus Raimarus Ursus (1551–1600) stammende Übersetzung, die allerdings ungedruckt blieb und erst 2007 als Band III/3 der deutschen Nicolaus Copernicus Gesamtausgabe ediert wurde, wird von Teresa Borawska in ihrer „Editionsgeschichte“ (S. 143) erwähnt.

Die Geschichte der polnischen Übersetzungen von *De revolutionibus* beginnt erst im 19. Jahrhundert mit dem Nestor der polnischen Copernicus-Forschung, dem Astronomen und Direktor der Warschauer Sternwarte Jan Baranowski, der seiner kritischen Edition des Textes (Warszawa 1854) eine vollständige polnische Übersetzung gegenüberstellte. In der Folgezeit erschienen mehrere weitere Übersetzungen, zumeist nur des ersten Buches und des Widmungsbriefes an Paul III.

Die vorliegende neue Übersetzung und ihr Kommentar werden begleitet von einem Kalendarium mit den wichtigsten Lebensdaten und Tätigkeitsbereichen von Nicolaus Copernicus, das auf den *Regesta Copernicana* (Wrocław 1973) von Marian Biskup beruht. Neu ist hier eine etwas andere Deutung des Rolle des ermländischen Bischofs Johannes Dantiscus, der nach Meinung der Autorin am 12. April 1543 in Frauenburg Abschied von Copernicus genommen hat, und dessen Verdienste um die Verbreitung der copernicanischen Lehre bisher nur ungenügend wahrgenommen worden seien.

Abgeschlossen wird der Band von einer kurzen Geschichte der Editionen von *De revolutionibus*, die bis in die unmittelbare Gegenwart reicht.

Maßgeblich für die heutige Copernicus-Forschung sind die kritischen Editionen des lateinischen Textes in der Copernicus Gesamtausgabe der Polnischen Akademie der Wissenschaften (Bd. II, hrsg. von Ryszard Gansiniec u. a., Warszawa

1975) und die Edition der deutschen Nicolaus-Copernicus-Gesamtausgabe (Bd. II, hrsg. von Heribert M. Nobis und Bernhard Sticker, Hildesheim 1984). Die kritischen Anmerkungen beider Editionen unterscheiden sich nur in kleinen Details, ein wesentlicher Unterschied ist allerdings, dass die deutsche Ausgabe auch über einen umfangreichen „Similien-Apparat“ verfügt.

Teresa Borawska hat diese neuere und neueste Entwicklung kurz skizziert. Nicht zuletzt diese Darstellung sowie die Qualität der konzentrierten, auf das Wesentlichste beschränkten Kommentare und die sehr gut lesbaren Faksimiles der Manuskriptseiten des Autographen und der Titelblätter der verschiedenen Editionen führen dazu, dass man diese Ausgabe gern zur Hand nimmt.

München

Andreas Kühne

Mieczysław Józefczyk, Z dziejów religijnych Pomezanii w XVII wieku. Tom 1. Syntesa dziejów [Aus der Religionsgeschichte von Pomesanien im 17. Jahrhundert. Bd. 1. Eine geschichtliche Synthese]. Malbork: Wydawnictwo Muzeum Zamkowe w Malborku 2012, 404 S. [Dt. Zusammenfassung. In Rückentasche CD: Tom II.] **Tom II. Źródła do dziejów XVII-wiecznej Pomezanii** [Bd. 2. Quellen zur Geschichte Pomesaniens im 17. Jahrhundert]. Malbork: Wydawnictwo Muzeum Zamkowe w Malborku 2013, 501 S. ISBN 978-83-60518-49-6.

Die Gründung der Diözese Elbląg (Elbing) am 25. März 1992 durch Papst Johannes Paul II., anknüpfend an die Tradition des Bistums Pomesanien (1243–1525), lieferte den Impuls zur Aufnahme von Untersuchungen zur pomesanischen Kirchengeschichte sowohl in der Zeit des Mittelalters als auch in späteren Epochen. Gewiss nicht übertrieben ist die Feststellung, dass die Diözese Elbląg über ein dynamisches Milieu gelehrter Geistlicher mit imposanten Errungenschaften auf diesem Forschungsgebiet verfügt. Unschätzbar für Fragen der Sakraltopographie, des Pfarrnetzes, der mittelalterlichen und neuzeitlichen Prosopographie des pomesanischen Klerus sowie des kirchlichen Partikularrechts sind die Arbeiten von Jan Wiśniewski und Wojciech Zawadzki. Zu dieser Forschungsrichtung gehört auch die besprochene Arbeit des Historikers, Gebäudekonservators der Diözese Elbląg und langjährigen Domgemeindepfarrers von St. Nikolai in Elbing Mieczysław Józefczyk, der sich in seiner Einführung *nota bene* auf die Befunde der oben erwähnten Forscher beruft.

Der Autor ist der Ansicht, dass die das Bistum Pomesanien desintegrierenden Folgen des Zweiten Thorner Friedens sowie die Säkularisierung des Deutschordensstaates im Jahre 1525 die Lage der katholischen Bevölkerung in den Pfarreien determiniert haben, die in den oben erwähnten, in Königlich-Preußen gelegenen pomesanischen Archipresbyteraten konzentriert waren. Die zweibändige Arbeit besteht aus drei Teilen: einer in Form einer Synthese gehaltenen Einführung (Bd. 1, S. 13–102), einer detaillierten Beschreibung der Geschichte aller fünf Archipresbyterate im 17. Jahrhundert, gestützt auf die Visitationsprotokolle und Lustrationen (Bd. 1, S. 103–352), sowie der Edition dieser Quellen (Bd. 2, S. 7–245) mitsamt ihrer polnischen Übersetzung (Bd. 2, S. 249–501).

In der Einführung skizziert der Autor ein Bild der religiösen Verhältnisse in diesen Gebieten bis zum Ende des 16. Jahrhunderts: das Kompetenzchaos, das Fehlen eines nominellen Oberhirten für diesen Teil des Bistums Pomesanien, das Zusammenbrechen der katholischen Geistlichkeit, die vor dem Ansturm der sich ausbreitenden lutherischen Lehre zurückwich, sowie die allmähliche Rückgewinnung des Terrains nach dem 16. April 1601, als der Kulmer Bischof Wawrzyniec Gembicki zur Würde des Bischofs von Pomesanien ernannt wurde. Die Restitution des Amtes des pomesanischen Bischofs im Jahre 1601 sowie die Amtsniederlegung des pomesanischen Offizials Jan Nyczkowski am 1. Dezember 1700 angesichts der schwedischen Invasion (sog. Nordischer Krieg) stecken den chronologischen Rahmen der Arbeit ab. An dieser Stelle sei bemerkt, dass der Autor in seiner Einführung nicht erklärt, was er unter dem Begriff „Pomesanien“ versteht – alle Gebiete des Bistums Pomesanien innerhalb der Grenzen von Königlich-Preußen? Das Gebiet des ehemaligen Bistums Pomesanien unter der Jurisdiktion der Bischöfe von Kulm? Das Offizialat Pomesanien mit Sitz in Marienburg? Diese Bemerkung ist nicht ohne Bedeutung, wenn man die Tatsache in Betracht zieht, dass außer den fünf Archipresbyteraten, die den Gegenstand der Forschungen des Autors bilden, auch noch die Archipresbyterate in Lessen und Neumark, die einst zur Diözese Pomesanien gehört hatten, unter der Jurisdiktion der Kulmer Bischöfe standen. Erst im weiteren Verlauf seiner Ausführungen erfährt der Leser beiläufig, dass die in der Arbeit verwendete Bezeichnung *Pomesanien* direkt aus den benutzten Quellen übernommen wurde und sich auf die fünf oben erwähnten Archipresbyterate bezieht.

Den Grundstock der Arbeit bildet das im zweiten Band veröffentlichte, sich auf die pomesanischen Archipresbyterate beziehende Quellenmaterial aus Archivbeständen des Diözesanmuseums in Pelplin, des Erzdiözesanarchivs in Olsztyn/Allenstein, des Diözesanarchivs in Elbląg/Elbing sowie des Erzdiözesanarchivs in Gdańsk/Danzig. Herangezogen wurden auch die bisherigen Quelleneditionen – der zweite Band des Codex Diplomaticus des Bistums Kulm sowie die als vierter Band der Reihe *Fontes* der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Toruń/Thorn herausgegebenen Protokolle der 1647 von Bischof Andrzej Leszczyński durchgeführten Visitation. Die zusammengetragene Dokumentation betrifft drei Fragen, die sich auf die administrativen Verhältnisse in den besprochenen Gebieten im 17. Jahrhundert beziehen: die Einrichtung einer dauerhaften und stabilen kirchlichen Verwaltung auf dem Gebiet der Diözese Pomesanien (Offizialat Marienburg), die Visitationen sowie die Verwirklichung der aus diesen Visitationen resultierenden Empfehlungen.

Der sich mit der Kirchengeschichte der preußischen Bistümer in der Deutschordenszeit befassende Mediävist blickt voller Neid auf das Quellenmaterial, über das die Neuzeithistoriker für diese Gebiete verfügen. Unter Ausnutzung der in dieser Arbeit zusammengetragenen Visitationsprotokolle können die Umgestaltungen der kirchlichen Administration auf dem Niveau der Pfarreien präzise untersucht und die Veränderungen beobachtet werden, denen das Pfarrnetz in Abhängigkeit von den politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Bedingungen unterlag. Von großer Bedeutung ist das Problem des Pfarrpatronats – ein die Frage der Besetzung der Pfründen der Pfarrherren determinierender Faktor, der in den

Visitationsprotokollen registriert ist. Hier findet der Kunsthistoriker viele wertvolle Informationen in den Schilderungen der Pfarrkirchenausstattung (Altäre, Tabernakel, Taufsteine, Reliquienschreine, Kanzeln, Orgeln usw.), wo die liturgischen Bücher, Utensilien und Paramente aufgezählt werden oder auch das Kirchengebäude selbst (*fabrica ecclesiae*) zusammen mit dem Friedhof oder dem Glockenturm beschrieben wird. Die bereits weiter oben erwähnten Untersuchungen von Wojciech Zawadzki, die diesen Quellentyp benutzen, zeigen die Bedeutung der hier situierten Archivalien für prosopographische Forschungen zum Klerus der damaligen Diözese Pomesanien. Darüber hinaus bilden die Informationen über die Einkünfte und die Wohnbedingungen der pomesanischen Pfarrherren, die Menge des Inventars usw. eine hervorragende Quellenbasis zur Untersuchung verschiedenster Aspekte des Alltagslebens und der materiellen Kultur. Das sind nur einige Elemente, die von der Nützlichkeit der Visitationsprotokolle und Lustrationen für die Erforschung der pomesanischen Archipresbyterate im 17. Jahrhundert zeugen.

An dieser Stelle muss leider auf zwei Hauptmängel des zweiten Bandes dieser Arbeit hingewiesen werden. Erstens fehlt es an einem Personen-, einem Orts- und einem Sachregister. Nur in geringem Grade wird dieser Mangel durch die beigelegte CD in Digitalversion wettgemacht, welche eine Exploration der Dokumente mittels Suchfunktionen ermöglicht. Zwar war es nicht die Absicht des Autors, eine Quellenedition im strikten Sinne dieses Wortes zu veröffentlichen. Er wollte diese Quellen lediglich unter Spezialisten und Liebhabern der Geschichte verbreiten. Aber wenn man die riesige Menge an Informationen berücksichtigt, wie sie z. B. die Visitationsprotokolle mit sich bringen, in welchen jeder Satz wesentliche Angaben über das Funktionieren und den Alltag einer konkreten Pfarrei enthält, dann erschwert das Fehlen solcher Hilfsmittel wie Sach- und Personenverzeichnisse das problembezogene Herangehen an die zusammengetragenen und sicher unter großer Anstrengung übersetzten Dokumente doch wesentlich. Das Fehlen von Registern für den Quellenteil ist übrigens symptomatisch für die Narration im analytischen Teil der Arbeit (Bd. 1: Die pomesanischen Pfarreien im Lichte der Visitationsprotokolle und anderer Dokumente), wo jedes der Archipresbyterate und Pfarrkirchen chronologisch beschrieben wurde, und zwar auf dem Hintergrund der im ersten Kapitel skizzierten konfessionellen und politischen Situation (Konflikte mit Schweden) in diesem Gebiet der Adelsrepublik beider Nationen (*der Rzeczpospolita*). Ein solcher Ansatz kann immerhin das Fehlen eines jeglichen kritischen Apparates im Quellenteil (sachliche Anmerkungen, Identifizierung von Personen und Orten, etc.) rekompensieren. Ein Vorteil dieses Teils der Arbeit besteht darin, dass das Material nach geografischen Kriterien geordnet wurde. Gleichzeitig aber ist es schade – und das ist der zweite Mangel dieses Werkes –, dass sich der Autor nicht entschlossen hat, eine zumindest das Pfarrnetz in den fünf beschriebenen Archipresbyteraten aufzeigende Karte hinzuzufügen. Die zusammengetragenen Quellen würden doch eine vorzügliche Gelegenheit für eine interessante und anschauliche kartographische Arbeit bieten.

Die hier aufgezeigten Mängel bewirken, dass die Arbeit von Mieczysław Józefczyk zwischen einer wissenschaftlichen Abhandlung und einer populärwis-

senschaftlichen Arbeit balanciert. Ganz gewiss wird sie – hauptsächlich dank ihrer klassischen, chronologisch geführten Narration und der Übersetzung der Quellen ins Polnische – zahlreiche Liebhaber der Geschichte zufriedenstellen, an welche sie unter anderen ja auch adressiert ist. Der auf die Kirchengeschichte der Region spezialisierte Historiker hat hier ganz sicher einen Einblick in das interessante, in einem Band zusammengetragene Quellenmaterial bekommen. Auf eine problembezogene Erfassung der Kirchengeschichte Pomesaniens im 17. Jahrhundert müssen wir allerdings noch warten, ebenso wie auf eine wenigstens nach den Instruktionen von Kazimierz Lepszy¹ erstellte kritische Edition der Visitationsprotokolle.

Toruń/Thorn

Radosław Biskup

Jerzy Karol Kalinowski, Wawrzyniec Gembicki jako biskup chełmińskiej i pomezkańskiej diecezji wieczysty administrator (1600–1610) [Wawrzyniec Gembicki als Bischof von Kulm und ewiger Administrator der Diözese Pomesanien (1600–1610)]. Toruń: Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika 2011, 378 S., Ill., graph. Darst., Kt. (Euntes Docete, 10). ISBN 978-83-231-2729-1.

Diese Teilbiographie Bischof Wawrzyniec Gembickis (1559-1624) der Jahre 1600–1610 – also der Zeit seines Episkopats in Kulm und als Verwalter der Diözese Pomesanien – wurde schon Mitte der 1990er Jahre geschrieben, 2001 als Promotionsarbeit an der Katholischen Universität Lublin verteidigt und erst zehn Jahre später im Druck veröffentlicht. Der Autor ist Theologe und Philologe, und diente lange Jahre als Pfarrer und als Archivar der Diözese Thorn. Die Nähe zum Archiv ist dem Buch sofort anzusehen. Nach einer kurzen Einleitung in Gembickis Jugend und Ausbildung, die der spätere Bischof u.a. im Jesuitenkolleg in Ingolstadt und als königlicher Sekretär unter dem Schutz des polnischen Großkanzlers und Großhetmans Jan Zamoyski verbrachte, informiert uns Kalinowski in genauer Beschreibung über die ersten Karriereschritte des späteren Bischofs als Sekretär Königs Stefan Batory und die Erlangung seiner ersten geistlichen Würden und Ämter (u.a. als Mitglied der Domkapitel in Krakau, Posen und Gnesen) unter der Protektion des Wilnaer Bischofs und Kardinals Jerzy Radziwiłł.

1601 wurde Gembickis Wahl zum Bischof von Kulm vom Papst bestätigt, allerdings von den Ständen des Königlichen Preußen, die in ihrem Landtag das Privileg des Indigenats für alle zum königlichen Preußen gehörigen Bischöfe und Amtsträger des Landes verteidigten, abgelehnt. Kalinowski konnte, entgegen der bisherigen Historiographie, die sich nicht sicher war, wann Gembicki seine bischöflichen Weihen erhielt, durch Quellenbetrachtungen feststellen, dass dies – nach Gembickis eigener Aussage – von der Hand des päpstlichen Nuntius selbst

¹ Instrukcja wydawnicza dla źródeł historycznych od XVI do połowy XIX wieku [Editorische Instruktion für historische Quellen vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts]. Hrsg. von KAZIMIERZ LEPSZY. Wrocław 1953. Vgl. JANUSZ TANDECKI, KRZYSZTOF KOPIŃSKI, Edytorstwo źródeł historycznych [Zur editorischen Bearbeitung historischer Quellen], Warszawa 2014, S. 173-185.

geschah. Die Archivforschungen des Autors drehen sich durchgehend um solche Funde, die das Bild der Karriere und geistlichen Tätigkeit Bischof Gembickis, aber auch seine Arbeit und den Mitarbeiterstab in der Diözese korrigieren und präzisieren sollen. Das Resultat ist eine Fundgrube für alle, die sich für Details interessieren. Lange Zitate aus zeitgenössischen Quellen beschreiben, wo, wann und unter welchen Umständen Gembicki zu neuen Ämtern berufen wurde, wie er mit den geistlichen Orden, u.a. den Jesuiten, zusammenarbeitete, mit genauem Zeitplan seiner Reisen, Predigten, wie und wann er Anordnungen an seine Kapläne und mehreren Orden neue Regeln gab, was er wann publizierte, wann er in Senat und Sejm teilnahm (ohne allerdings besonders auf die Inhalte der Sitzungen einzugehen), und welche Ämter und Würden er selbst verteilte. Für Historiker besonders wertvoll sind die Listen der Mitarbeiter der Diözese Pomesanien, seinem bischöflichen Hof (*curia nostra*), alle Ränge bis zum Küchenmeister, und dem Konsistorialamt. Ähnlich nützlich sind umfangreiche Aufstellungen über den bischöflichen Landbesitz und seine Verwaltung, Besitz- und Pfandverhältnisse (meist nach emphyteutischem Recht) in den Kirchengemeinden und Städten der Diözese.

Vom Kapitel über die bischöfliche Rechtsprechung des Diözesangerichts und der Stadt- und Landgerichte der Orte, die der bischöflichen Macht untergeben waren, hätte man sich, angesichts der Spannungen innerhalb des doch zum Teil noch stark protestantischen Königlichen Preußen, etwas anderes als nur eine Aufzählung der bischöflichen Mitarbeiter und Amtsinhaber und eine Tabelle über Gembickis Teilnahme an den Sitzungen erhofft. Die Tatsache, dass Gembicki ein äußerst effektiver Verfechter der Gegenreformation im polnischen Preußen war, wird nicht betont, und seine oft von den Städten bekämpfte Politik, die Jesuitenkollegien in Thorn und Danzig zum festen Bestandteil der Stadt zu machen, in keiner Weise als problematisch dargestellt. Dass ihm im Streit mit den Protestanten auch die Gerichte dienten, wird ebenfalls nicht erwähnt. Überhaupt äußert sich der Autor zum Protestantismus sehr wenig. Ein einziger Satz soll den Erfolg der Reformation im königlichen Preußen erklären: „Die zweijährige Abwesenheit des Bischofs [Achilles des Grassis, 1521–23] [...] bereitete ohne Zweifel den Grund für die Entwicklung des Lutheranismus, der damals nach Preußen kam“ (S. 165).

Im letzten Teil des Buches kommt die politische Tätigkeit Gembickis zur Sprache, aber auch hier hält der Autor an seinem strikt deskriptiven Ansatz fest. Anstatt die Patronagenetzwerke des Bischofs, seine Schachzüge im Senat, gegenüber dem König und anderen Senatoren, seine gegen die Gesetze verstoßende Doppelbesetzung des Amt des Großkanzlers und des Bischofs, sowie seine Politik gegenüber dem immer noch stark vertretenen Protestantismus im Sejm zu analysieren, begnügt sich Kalinowski mit einer neutralen Beschreibung der politischen Amtsaufgaben Gembickis. Selbst das Unterkapitel „Bischof Gembicki und die Stände Preußens“ schildert nur kurz die Widerstände der Stände gegen einen außerhalb des königlich polnischen Preußens geborenen Bischofs. Erst neun Jahre später erreichten ihre Proteste die Abberufung Gembickis (1610) und seine Beförderung auf den Bischofsstuhl Kujawiens und Pommerellens. Der Rest des Kapitels zählt die zahlreichen Land- und Reichstage auf, die der Bischof an der Seite und als Teil der preußischen Stände (einschließlich der preußischen Städtevertreter aus

Danzig, Elbing und Thorn) besuchte. Gembickis Tätigkeit als Großkanzler (ab 1609) wird lediglich mit dem Satz gewürdigt: „Die wichtigste Begebenheit, in der Großkanzler Gembicki direkt teilnahm, war der Eid, der dem König in Warschau vom neuen Lehnsfürsten [herzoglichen] Preußens geleistet wurde“ (S. 268). Vom weiteren Kontext der polnischen und preußischen Politik dieser Jahre, vor allem aber über den von 1606–9 währenden Aufstand von Sandomierz (Rokosz Zebrzydowski) gegen die zentralisierende und gegenreformatorische Politik König Sigismunds III. Vasa erfährt man nur in Nebensätzen. Kalinowski gesteht ganz freimütig, dass eben „zum Thema dieses Buchs die Einschätzung Gembickis als Politiker“ nicht gehöre. Selbst Leser, die sich wie Kalinowski für die geistliche Tätigkeit des Bischofs interessieren, wird dieser Ausschluss der Politik allerdings frustrieren, denn was man zu Beginn des 17. Jahrhunderts kaum trennen konnte, waren Politik und Religion. Zu behaupten, Kanzler und bischöfliche Senatoren wären politisch nicht zuständig gewesen, sondern der regierende König (S. 269), verkennt das auf informelle Patronagenetzwerke beruhende politische System der polnisch-litauischen Republik. Dass Gembicki auf der Seite Königs Sigismunds stand, ist unverkennbar: wie wäre sonst die steile Karriere zu erklären, die Gembicki nicht nur zum Großkanzleramt sondern auch zum Gnesener Bischofsstuhls und damit zum Amt des Primas und königlichen Stellvertreters (*Interrex*) beförderte? Ohne Unterstützung des Monarchen wäre dies kaum möglich gewesen.

So bietet dieser Band denjenigen, die sich für eine Detailkunde der Jahre 1600–1610 in der Diözese Kulm und Pomesanien interessieren, ein reiches Bild. Aufgrund umfassender Archivkenntnisse des Autors erfahren wir über die Verwaltungsstrukturen und -mechanismen des Domkapitels, Personen im Umkreis des Bischofs, und über das Kapitel selbst als Organ einer vom Bischof geleiteten Selbstregierung, was sicher nicht immer ohne Spannungen ablief. Darüber werden aber keine Kenntnisse vermittelt. Es wurde also kein Versuch unternommen, für die Publikation 2011 einen neueren Literaturstand zu erreichen, die die Sekundärliteratur keine neueren Werke nach 2000 enthält. Damit, und durch die Abstinenz von jeglicher politischen Geschichte, wurde eine Gelegenheit verpasst, ein Werk, das in den 1990er Jahren Wissenslücken über Gembickis Wirken in der Diözese Pomesanien füllte, jetzt und für die Zukunft lesenwerter zu machen.

Aberdeen

Karin Friedrich

Wojciech Zawadzki, Zakony w Pomezanii w XVII-XIX wieku [Geistliche Orden in Pomesanien im 17.-19. Jahrhundert]. Olsztyn: Studio Poligrafii Komputerowej SQL 2013, 384 S. [Dt. Zusammenfassung]. ISBN 978-83-62872-21-3.

Im Fokus der Studie steht die Geschichte der jesuitischen und franziskanischen Ordensgemeinschaften in Pomesanien in Marienburg und Christburg vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Das Werk gliedert sich in drei chronologisch aufeinander aufbauende Abschnitte und einen recht umfangreichen Anhang von insgesamt mehr als 170 Seiten. Im ersten Abschnitt (S. 9–23) wird ein knapper Überblick zur

Geschichte Pomesaniens bis zum Ende des 16. Jahrhunderts gegeben – von den historisch fassbaren prußischen Stämmen im 10. Jahrhundert über die Landnahme durch den Deutschen Orden im hohen und späten Mittelalter bis zur Aufspaltung Pomesaniens zwischen den Deutschrittern und dem Königreich Polen infolge des Zweiten Thorner Friedens 1466 und der fortwährenden unterschiedlichen Entwicklung beider Landesteile im späten 15. und 16. Jahrhundert.

Der zweite Teil des Buches (S. 24–27) zeichnet das Ordensleben in Pomesanien bis 1525 nach. Der Autor weist auf die Versuche der verschiedenen geistlichen Orden bei der Missionierung der Prußen bis ins frühe 13. Jahrhundert hin, die wegen der kriegerischen Haltung der prußischen Stämme allesamt zum Scheitern verurteilt waren. Dies änderte sich erst mit der Ankunft der Zisterzienser und hier vor allem des Zisterzienserabtes Christian von Oliva (später „von Preußen“), der 1215 auf dem Laterankonzil von Papst Innozenz III. zum Missionsbischof von Preußen ernannt wurde. Unterstützung fanden sie hierbei durch den Deutschen Orden, der ab 1226 zwischen Weichsel und Memel den Ausbau einer theokratischen Territorialherrschaft vorantrieb. Neben den Zisterziensern waren es aber vor allem die Dominikaner, die von den Deutschrittern zur Missionierung der heidnischen Prußen im Preußenland eingesetzt wurden. Ab dem späten 15. Jahrhundert kam es in Pomesanien auch zu vereinzelt Klostergründungen der Franziskaner. Im Allgemeinen aber, so stellt Zawadzki bereits in der Einleitung fest, blockierte der Deutsche Orden bis 1466 im nördlichen Pomesanien bzw. bis ins frühe 16. Jahrhundert im südlichen Teil der Diözese recht erfolgreich die Gründung neuer Klöster (S. 5).

Der dritte und letzte Abschnitt des Bandes konzentriert sich sodann auf den nördlichen, nach dem Zweiten Thorner Frieden als Königliches Preußen zur Krone Polen gehörenden Teil Pomesaniens. Nachgezeichnet wird die Geschichte zweier Ordensgemeinschaften, die in der Frühen Neuzeit im Königlichen Preußen besonders hervortraten: die Gesellschaft Jesu und der Orden der Franziskaner-Reformaten. Die Jesuiten gründeten 1564 im ermländischen Braunsberg die erste Niederlassung im Königlichen Preußen. Zawadzki stellt zunächst die geschichtliche Entwicklung der 1618 errichteten Jesuitenresidenz in Marienburg dar (S. 44–127). Dabei geht er auf die anfänglichen Schwierigkeiten und den Unwillen der überwiegend protestantischen Marienburger Bevölkerung ein, die gegen die Etablierung eines jesuitischen Kollegs an der Nogat eingestellt waren. Er behandelt die Hauptmotive für die Gründung in Marienburg, das Alltagsleben und die Seelsorgetätigkeit der Marienburger Jesuiten, die personelle Ausstattung der Residenz, die Sozialbeziehungen der Ordensmitglieder, ihre ökonomische Situation und schließlich die Aufhebung ihrer Marienburger Gemeinschaft im 19. Jahrhundert. In zwei kürzeren Unterkapiteln (S. 66–78) werden auch die um Marienburg liegenden Landgüter des Jesuitenordens beschrieben.

Abschließend behandelt Zawadzki die Geschichte der Franziskaner-Reformaten in Christburg (S. 127–202). Der Aufbau dieses Unterkapitels gleicht dem des vorhergehenden, den Jesuiten gewidmeten Abschnitts. Beschrieben werden ausführlich die Genese des Christburger Konvents, die Bauten der Reformaten-Häuser und die Ausstattung der Hl.-Geist-Kirche, die personelle Zusammensetzung des Konvents seit seiner Stiftung im späten 17. Jahrhundert bis zu seiner

Auflösung in den frühen 1830er Jahren, die seelsorgerische Tätigkeit und die Beziehungen der Christburger Reformaten zur Diözesangeistlichkeit, die wechselhafte ökonomische Situation des Konvents in seiner mehr als 150-jährigen Geschichte und zuletzt die Schließung des Klosters durch ein Dekret des preußischen Königs im 19. Jahrhundert. Zawadzki geht – anders als im Abschnitt zur jesuitischen Ordensgemeinschaft in Marienburg – zusätzlich auf die Nutzung der klösterlichen Gebäude in der zweiten Hälfte des 19. und im 20. Jahrhundert ein.

In dem umfangreichen Anhang sind ausgewählte Quellen zu den drei Abschnitten des Buches abgedruckt (S. 203–231), darunter die Gründungsurkunde des Klosters in Saalfeld vom 22. Februar 1480, die Genehmigung der Klosterauflösung durch Herzog Albrecht von Hohenzollern vom 9. April 1537, das Dokument zur Übergabe der St.-Anna-Kapelle im Marienburger Hochschloss an die Jesuiten vom 15. Januar 1708, die Genehmigung des Kulmer Bischofs Teodor Potocki vom 11. November zur Inkorporation der Pfarrkirche in Warnau in die Marienburger Jesuitenresidenz, die Gründungsurkunde des Franziskaner-Reformaten-Klosters in Christburg vom 5. September 1685 und das Schreiben des Bischofs von Kulm vom 3. Februar 1727, das den Christburger Franziskaner-Reformaten erlaubt, in deutscher Sprache zu predigen. Den Anhang beschließen die Biogramme der Marienburger Jesuiten und der Christburger Franziskaner-Reformaten (S. 232–332). Danach folgen ein knappes Fazit (S. 333–336) und Zusammenfassung in deutscher Sprache (S. 337–340).

Zawadzki behandelt in seinem Werk ein Thema, das bis auf einige wenige wissenschaftliche Artikel monographisch noch nicht aufgearbeitet wurde. Dabei stützt sich der Autor auf bisher kaum beachtete Quellen. Er betont den Gegensatz und die Spannungen zwischen den beiden katholischen Orden und der überwiegend protestantischen deutschsprachigen Bevölkerung beider Städte. Ob allerdings die Klöster in Marienburg und Christburg als „natürliche Träger des Polentums“ und „Verbreiter polnischer Sprache und Kultur“ zu interpretieren sind, welche „die Bindungen dieser Gebiete mit der Krone Polen“ maßgeblich beeinflusst und verstärkt haben (S. 334), kann durchaus angezweifelt werden. Immerhin stehen diese leicht positivistisch anmutenden Thesen in krassem inhaltlichem Gegensatz zu der vom Autor selbst beschriebenen historischen Realität nach der Auflösung beider Konvente im 19. Jahrhundert, als die einheimische Bevölkerung die verlassenen Gebäude beider Ordensgemeinschaften zur eigenen Nutzung dankbar übernahm. Auch das emsige Eintreten der Christburger Franziskaner-Reformaten im frühen 18. Jahrhundert, in ihrem Kloster Predigten in deutscher Sprache abhalten zu dürfen, sprechen gegen die Thesen von einer natürlichen Förderung des Polentums durch die Klöster. Allerdings ist zu bemerken, dass die hier kritisierten Thesen nur im Fazit ihren Platz finden. Relativierte oder verzichtete man auf sie, verlöre die Untersuchung in ihrem eigentlichen Themenfeld nichts von ihrer Überzeugungskraft. So gibt die vorliegende Monographie im Großen und Ganzen einen sehr gelungenen Einblick in die Bedeutung der Ordensgründungen der Jesuiten und Franziskaner-Reformaten in Marienburg und Christburg und bildet einen wichtigen Beitrag zur Religionsgeschichte Pomesaniens.

Künstlerlexikon Ostpreußen und Westpreußen. Maler, Bildhauer, Architekten 1800–1945. Bearb. und hrsg. von Rudolf Meyer-Bremen. Husum: Verlag der Kunst 2012, 318 S., Ill. ISBN 978-3-86530-152-9.

Das den Enkeln des Autors gewidmete Lexikon macht dem Leser große Schwierigkeiten, es eindeutig zu klassifizieren. Auf der letzten Seite des Covers ist zu lesen, dass es nicht als ein reines Nachschlagewerk zu verstehen sei und somit auch als Handbuch dienen könne. Es enthält rund 2.500 Einträge von den Künstlern. Seine Komposition ist nicht kompliziert. Der Autor beginnt mit der ausführlichen „Einleitung – Eine Spurensuche – Dank“ (S. 5–7), dann folgt der Hauptteil – das „Lexikon“ (S. 9–126) –, dem sich ein Abkürzungs- und Literaturverzeichnis sowie ein Bildteil (43 Abb.) anschließen. Einen separaten Teil bildet das Kapitel „Landschaft, Geschichte, Künstler (S. 225–281). Das Buch beschließen „Anlagen“ (S. 283–316) mit diversen Verzeichnissen von Königsberger und Danziger Kunsthochschulen und Künstlervereinigungen, z. B. der Künstler der Cadiner Majolika-Anstalt.

Der Titel des Lexikons suggeriert, dass es sich um ein wissenschaftliches Werk handelt. Fragwürdig ist es jedoch, Ost- und Westpreußen 1800–1945 als eine kulturelle, politische und geographische Einheit zu betrachten. Von 1815 bis zum Ende des ersten Weltkrieges kann das unter Umständen als zutreffend angesehen werden, aber für die Zeit nach den Verträgen von Versailles bis 1939 und bis 1945 ist das unmöglich.

Was versteht der Verfasser unter Ost- und Westpreußen? Die Informationsauswahl signalisiert auf den ersten Seiten, dass es sich hier nicht um eine wissenschaftliche Beschreibung, sondern um ein sentimentales Bild der Geschichte handelt. Die unscharfe Erklärung, dass es um ein heterogenes Land zwischen dem polnischen, weißrussischen und ukrainischen Siedlungsgebiet gehe (S. 5), erregt nur Verwunderung. Die beigefügten Karten verstärken die Unsicherheit. Es ist unmöglich festzustellen, für welche Zeit die administrative Einteilung auf den Karten zutrifft. Der Autor scheint zu vergessen, dass zwischen 1829 und 1878 die beiden Gebiete zu einer Provinz Preußen zusammengeschlossen waren. Die Situation änderte sich nach 1920. Das Memelland (seit 1920 unter französischer Verwaltung, seit 1923 zu Litauen gehörig) ist aber auf der Karte auf dem inneren Rückendeckel als ein Teil Ostpreußens angedeutet, und Schneidemühl, die Hauptstadt der Grenzmark Posen-Westpreußen, liegt in der Provinz Posen.

Die nächste Komplikation kommt ans Licht, wenn der Leser die Bezeichnung „Künstler aus Ost- bzw. Westpreußen“ zu verstehen versucht. Der Autor erklärt, die Auswahl des Künstlerregisters habe sich „aus Zeitschriften der Vertriebenen“ entwickelt (S. 5), was schon Verdacht erregen muss. Wie ein Künstler zu einem Ost- bzw. Westpreußenkünstler geworden ist, bleibt ein großes Geheimnis (geht es nach dem Geburtsort, Sterbeort, dem Ort seiner Aktivitäten oder Ausstellungen, dem Aufbewahrungsort der Kunstwerke?). Man kann hier kaum von einer systematischen Auswahl der Künstlernamen sprechen. Beispielsweise ist Friedrich Gilly (*1771 Altdamm, † 1800 Karlsbad) mit einem Eintrag gewürdigt, aber ohne Information, auf welche Weise der Künstler mit Ost- bzw. Westpreußen verbunden war. In der Tat hat er das Theatergebäude für Königsberg entworfen, aber errichtet

wurde es in Posen. Gilly fertigte auch die berühmten Zeichnungen des Marienburger Schlosses, die als Graphiken verbreitet wurden, davon ist aber nur in einer Randnotiz die Rede (S. 233). Es erhebt sich auch die Frage, warum nicht sein Vater David (1748–1808), der in beiden preußischen Provinzen tätig war (u. a. entwarf er das Regierungsgebäude in Marienwerder 1797–1803), in das Lexikon aufgenommen wurde. Warum ist Karl Friedrich Schinkel im Lexikon, aber nicht Oskar Hoßfeldt (er entwarf mehrere Kirchen in West- und Ostpreußen: in Berendt, Baranowen, Czersk, Gollub, Goßlershausen, Groß-Tuchen, Kassuben, Königsberg, Neumark, Neustadt, Osterode, Radomno, Schneidemühl, Sussemilken, Sontop, Zniwiarz) und auch nicht Franz Schwechten, der Architekt der Dirschauer Brücke? Wenn der Architekt Zeroch (einer der Architekten des Allensteiner Rathauses) in das Lexikon aufgenommen wurde, warum dann nicht Max Boldt (der Autor des Rathausentwurfs und bekannte Stadtarchitekt, u. a.: Neue Katholische Volksschule, Feuerwehrgebäude)? Warum wurde Maria Sierakowska, geb. Sołtan (1820–1907) aus Wapłitz weggelassen, aber Angelica zu Dohna nicht?

Die Auswahl des Künstlerregisters ist zufällig und unvollständig. Eben der Mangel an Konsequenz ist eine der Hauptsünden des Buches, was weitere Beispiele bestätigen. A. Scherers (im Lexikon) ist in Danzig geboren, er stellte Bilder in seiner Heimatstadt aus, aber er lebte in Charlottenburg. Kunowski (im Lexikon) war 1877 in Bromberg (Provinz Posen) geboren und hatte weder mit West- noch Ostpreußen Verbindung. Der Warschauer Maler A. Blank fand im Lexikon seinen Platz, obwohl er niemals in West- bzw. Ostpreußen gewesen ist, ebenso A. Wildt, obwohl er dort nicht aktiv war. Aber Joseph Huber-Feldkirch aus Düsseldorf, der die Hoßfeldtsche Kirche zu Radomno ausmalte, fand keinen Eingang ins Lexikon.

Wie weit ist Karl Heinz Engelin, ein bekannter deutscher Bildhauer, der 1924 in Memel geboren wurde, ein West- bzw. Ostpreuße? Dieselbe Frage kann in Bezug auf George Gustav Adomeit, einen ebenfalls aus Memel stammenden Künstler (*1879) oder den berühmten Informalmaler Bernhard Schultze (1915–2005) aus Schneidemühl gestellt werden. Keiner von ihnen ist im Lexikon vertreten.

Einige Einträge können nur Heiterkeit erregen, z. B.: „Kosack [...] reiste seit 1930 jährlich nach West- und Ostpreußen“ oder: „Unger F. Maler um 1930 in Memel, Kleinsiedlung; Dressler.“ Wenn das reicht, um im Lexikon zu stehen, sollte man nicht außer Acht lassen, dass Jan Matejko aus Krakau Tannenberg, Wapłitz und Danzig besuchte. Ähnliches kann man auch von seinem Schüler Aleksander K. Gryglewski sagen, der während seines Besuches in Westpreußen den Freitod in Danzig suchte. Es ist auch nicht der bekannte Maler und Graphiker Elwiro Andriolli zu vergessen, der Westpreußen besuchte, was mit seinen Illustrationen zu Adam Mickiewiczs Romanen verbunden war.

Ich habe auch keine Ahnung, wie der Autor den im Titel angegebenen Zeitraum versteht. Die Glas- und Freskomalerin Sibylle Gielen ist 1944 in Bromberg geboren, das 1939, nach Einnahme durch die Deutschen, an die neugebildete Provinz Danzig-Westpreußen fiel. Das Buch betrifft aber die Künstler aus dem Zeitraum 1800–1945. Ist also die zukünftige Malerin, die 1945 ein Jahr alt war, eine west-

preußische Künstlerin? Diese [Un]Logik überschreitet die Grenze des Absurden weit.

Einige kurze Einträge sind überraschenderweise den Zinngießern (z. B.: „Tetzlaff, Gottfried Samuel †1866 Elbing; Zinngießer. ThB“), Photographen und sogar Sammlern (z. B.: „Farenheid Fritz von [...] Gründer der Antiken- und Kunstsammlung und Erbauer des spätklassizistischen Schlosses in Beynahunen, seit 1829 Stiftung“) gewidmet. Das steht im Widerspruch mit den im Titel aufgeführten Künstlerfächern.

Wir haben es also mit keinem Lexikon, sondern mit willkürlich zusammengesetzten Verzeichnissen der Künstler zu tun, die auf verschiedene Weise mit den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches verbunden waren und die von der Gemeinschaft der Vertriebenen anerkannt wurden. Darum ist Max Pechstein, der die Kurische Nehrung malte, akzeptabel, nicht aber Stanislaw Witkiewicz, der in derselben Zeit das Gleiche tat.

Die Länge der einzelnen Einträge entspricht nicht der Bedeutung der Künstler. Z. B. bekam W. Rösler (1882–1916) fast eine Spalte und eine farbige Abbildung. Die bekannte Bildhauerfamilie Biereichel erhielt dagegen einen kürzeren (und dazu fehlerhaften) Eintrag als im Allgemeinen Künstlerlexikon, außerdem fehlt Wilhelm Biereichel.

In manchen Artikeln gibt es Lücken und Fehler. Bei Hermann Geiseler (*1903 Hamburg †1983) betrifft das angegebene Sterbejahr Erich Geiseler, nicht Hermann. Es fehlt auch an irgendeinem Hinweis, wie der genannte Künstler mit West- bzw. Ostpreußen verbunden war. Von A. Carsten ist zu lesen: „*1.11.1859 Berlin † nach 1933. [...] trat 1933 von seinem Lehramt zurück und lebte zuletzt in Berlin-Dahlem.“ Erstens ist Carsten am 3.9.1943 in Theresienstadt ermordet worden, zweitens wurde er zur Aufgabe des Lehramts gezwungen. B. Gauer ist nur als Stadtbaurat in Tilsit erwähnt, obwohl seine Haupttätigkeit seit 1905 in Thorn war. Howel trug den Vornamen Heinrich, im Eintrag fehlt er. Bei Erich Geiseler ist das Sterbejahr 1983 zu ergänzen, bei Carl Samuel Held die Lebensdaten (*14.5.1766 Breslau †4.10.1845 Danzig), ebenso bei Ingrid Andersson (*23.11.1905 Allenstein †10.7.1970 Hochstetten). Zu Frieda Strohmberg fehlt die Information, dass diese Künstlerin jüdischer Abstammung war und zwangsweise in Allenstein lebte. Es lohnt sich auch zu ergänzen, dass das Bronzewerk von U. v. Salpius „Landrat von Berg“ sich heute im Allensteiner Museum befindet.

Viele in Ost- und Westpreußen lebende Künstler sind ohne klaren Grund übersehen. Meyer-Bremen scheint nicht viel von der Architektur zu verstehen. Die Liste der Architekten und Baumeister ist ganz zufällig. Es fehlen: Michael Bartel (Thorn), Behnem (Mehlsack), August Bertram (Braunsberg), Wilhelm Böckmann (Elbing), Caspar Max (Danzig), Max Boldt (Allenstein), Otto Depmeyer und sein Sohn Gustav (Elbing), Hermann Ende (Elbing), Alexander Frey (Danzig), Gebauer (Sensburg), Hacker (Sensburg), Joseph Houtermanns (Thorn), von Horn (Allenstein), Karl Kleefeldt (Thorn), Eduard K. H. Knoblauch (Elbing), Nöring, (Allenstein, Gumbinnen), Julius Albert Licht (Danzig), Hermann Phleps (Danzig), Carl Pichert (Thorn), Georg Quednow (Guttstadt), Julian Rehberg (Thorn), Hermann Sauer (Allenstein), Ernst Schade (Danzig), Carl Schmidt

(Elbing), Rudolf Schmidt (Thorn), Heino Schmieden (Elbing), Ernst Schwartz (Thorn), Hermann Soppot (Thorn), Carl Steinkampf (Thorn), Carl Gustav Walter (Thorn), Georg Wolf (Thorn, Charlottenburg). Die Liste der Baumeister, die in Preußen aktiv waren, aber dort nicht lebten, wäre wenigstens doppelt so lang. Mit der Liste der Maler, Bildhauer usw. steht es nicht besser. Im Allgemeinen Künstlerlexikon ist Justus Bornowski, ein Maler aus Braunsberg, im Lexikon von Meyer-Bremen aber nicht zu finden; es fehlt auch der Maler Johann Strunge (Rößel), der Bildhauer Karl Jaroschewitsch (Mehlsack), Johann Dost (Allenstein), usw.

Besonders kurios ist das Kapitel „Landschaften, Geschichte, Künstler“, das als eine sehr individuelle Vorstellung der Vergangenheit der west- und ostpreußischen Gebiete zu betrachten ist. Die Komposition dieses Textes ist kompliziert und unklar. Hier herrschen die topographischen Themen vor (S. 226–267), die als ein sentimentaler Führer zu verstehen sind, gefolgt von kleineren Abschnitten, der den „frühen Künstlerinnen“, den „Baumeistern, Architekten und Ingenieuren“, den „Künstlervereinigungen 1900–1932“, den „Künstlern nach 1945“ und endlich den „Bildwerken in Bernstein, Ton und Erz“ gewidmet sind. Das Kapitel ist sehr heterogen, im Text ist eine thematische Disziplin kaum zu erkennen. Vor allem jedoch ist die Vorstellung des Autors von der Vergangenheit inakzeptabel einseitig, und die Informationen sind chaotisch verstreut. Ost- und Westpreußen scheint kein reales, sondern ein eingebildetes Land zu sein, das nur im Gedächtnis der sog. Vertriebenen und ihrer Nachkommen weiterlebt. Bei den Künstlern konzentriert der Autor sich auf die Malerei, schreibt etwas über Skulptur und sogar Literatur, aber die Architektur wurde außer Acht gelassen. Es entsteht kein kohärentes Bild der Architekturentwicklung, keine Charakteristik des Baumeister-Milieus. Wichtige Unternehmungen, wie beispielsweise das sog. Komponistenviertel in Allenstein, wurden ganz übersehen. Der Autor übergeht gänzlich die Danziger Architektur dieser Zeit. Auch der Wiederaufbau des Marienburger Schlosses durch Steinbrecht und Schmid liegt außerhalb seines Interesses. Vor allem jedoch bekommt der Leser dieses Kapitels kein klares Bild vom Land und seiner Geschichte. Man weiß kaum, worüber der Autor eigentlich schreibt. Aus der sehr kurzen Beschreibung der Geschichte Danzigs ist schwer erkennen, was eigentlich zwischen 1466 und 1793 in dieser Stadt geschah. Meyer-Bremen schreibt von der riesigen Kontribution, die der Stadt von Napoleon auferlegt wurde, verschweigt aber die Krise in Westpreußen nach den Teilungen Polens. Die Geschichte Danzigs wird sehr sparsam beschrieben, dagegen scheint für den Autor eben wegen seiner verfälschten Vergangenheitsbetrachtung nur die Landschaft „Westpreußen“ (d. h. Westpreußen ohne Danzig) interessant zu sein. Dasselbe geschieht mit der Darstellung der Vergangenheit des Ermlands. Seine Geschichte von 1466–1772 fällt der *damnatio memoriae* durch Meyer-Bremen zum Opfer. Die Entstehung des Herzogtums Preußen ignoriert der Autor überhaupt. Er schreibt über Masuren als von einer „Landschaft zum Träumen“, fragt aber nicht, warum dieses Land so genannt wird. Die lückenhafte Darstellung der Geschichte halte ich nicht für ein Versehen. Der Leser lernt, dass Polen die Entwicklung des Deutschen Ordens mit Unbehagen verfolgt und ihn schließlich 1410 geschlagen habe. Das Königliche Preußen ist so dargestellt, dass der Eindruck entsteht, es sei mit dem Gebiet von

Westpreußen identisch. Die Aufteilung Westpreußens in ein östliches und ein westliches Gebiet ist ohne klare Konsequenz. Zu „Westpreußen westlich der Weichsel“ gehört nach seiner Meinung auch Bromberg (sic!), obwohl die Stadt erst 1939 unter die Verwaltung des Reichsgaus Danzig-Westpreußen kam. Man liest, dass 175.000 Deutsche nach 1920 „wegen ständiger Schikane und Berufsverbote das der Republik Polen zugeteilte Westpreußen (Korridor)“ verlassen haben (S. 235). Die Situation im damaligen Ostpreußen, wie beispielsweise das Schicksal der gräflichen Familie Sierakowski, fand das Interesse des Autors nicht. Die Zeit des Zweiten Weltkriegs, die Flucht der Deutschen ausgenommen, ist für ihn ein unangenehmes Thema. Kurz: Der Orden hat das Gebiet erworben und es entwickelt. Die Polen haben dagegen den Orden verfolgt, und die Deutschen erlitten Schikane. Mit solchen ideologischen Aussagen ist das ganze Kapitel angefüllt.

Die letzte Schwäche des Buches ist sein fehlendes wissenschaftliches Niveau. Der Autor scheint kein Bewusstsein davon zu haben, dass die ihn interessierenden Gebiete nicht nur von Deutschen erforscht wurden. Besonders nach 1946 sind viele polnische Veröffentlichungen erschienen. Ohne Kenntnis dieser neuen Literatur ist ein solches Unternehmen wie das Künstlerlexikon ein bloßer Dilettantismus. Ich verweise nur auf die Arbeiten von Jerzy Domaśłowski, Maria Marta Góralaska, Iwona Liżewska, Tomasz Mikocki, Małgorzata Omilanowska (und ihre Schule), Barbara Pospieszna, Andrzej Rzempełuch, auf die zahlreichen Monographien über die Städte (u. a. Danzig, Thorn, Allenstein) und einzelne Objekte. Außerdem hat der Autor die Archivalien des Geheimen Staatsarchivs in Berlin nicht berücksichtigt, die Dokumente der Baubeamten der verschiedenen preußischen Provinzen enthalten, darunter auch die aus Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, aus Danzig-Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder. Daraus könnte man das Architekten- und Baumeister-Verzeichnis bis 1850 rekonstruieren, und für die spätere Periode sind die Nachrichten aus dem *Zentralblatt der Bauverwaltung* zu nutzen. Warum das Meyer-Bremen nicht getan hat, bleibt ein Rätsel.

Die ideologische Einseitigkeit des Autors ist kein Zufall. Er hat eine „richtige“ Geschichte darzustellen vorgehabt. Schon auf den ersten Seiten schreibt er über ein Massengrab aus dem Jahr 1945 in Marienburg mit über 2.000 Toten, die nach der Entdeckung des Grabes 2009 „in die Nähe von Stettin an der Oder umgebettet wurden“ (S. 6). Es handelt um die Toten, die während der Belagerung Marienburgs durch die Russen in der Stadt infolge Krankheiten ihr Leben verloren, aber der Leser bekommt eine ganz andere Erklärung. Offensichtlich vergaß der Verfasser zu schreiben, dass die Deutschen in den ersten Wochen des Weltkrieges allein in Pommerellen, im Rahmen der sog. Intelligenz-Aktion, Tausende von Polen (30-40.000) ermordeten, darunter fast alle hier lebenden Juden und alle Pelpliner Domherren. Massengräber befinden sich z. B. in Groß Piasnitz und Spengawskan. Meyer-Bremen scheint auch nicht zu wissen, dass in Stutthoff ein KZ von den Deutschen gebaut wurde, wo 63.000 Häftlinge (darunter 28.000 Juden) getötet wurden, dazu starben bei der Evakuierung des Lagers 1945 noch 23.000 Insassen.

Das Lexikon ist meiner Meinung nach aus den genannten Gründen inakzeptabel. Ich verstehe, dass Leute, die ihre Heimat verloren haben, die vergangenen Zeiten ihrer Kindheit als ein Goldenes Zeitalter betrachten. Erinnerungsliteratur

ist jedoch nicht mit wissenschaftlicher Forschung zu verwechseln, die nach Objektivität streben soll, wie das in dem vorliegenden Buch leider nicht geschah. Es ist nur sehr schade, dass Rudolf Meyer-Bremen es seinen Enkeln gewidmet hat.

Poznań/Posen

Tadeusz J. Żuchowski

Katholische Theologie im Nationalsozialismus. Institutionen und Strukturen. Hrsg. von Dominik Burkard und Wolfgang Weiß. Bd. 1/2 Würzburg: Echter 2011, 532 S. ISBN 978-3-429-03425-2.

Lange Jahre galt im breit erforschten Feld von Nationalsozialismus und katholischer Kirche die Frage nach der Theologie als terra incognita. Hinter der Fokussierung des Katholizismus und seiner Auseinandersetzungen um die Bewahrung konkordatsrechtlich gesicherter, aber vom Regime bedrängter „Außenwerke“ (Zentrumspartei, Vereine, Konfessionsschulen, Episkopat etc.) trat die kirchliche „Innenseite“ weitgehend zurück. Dies hat sich inzwischen grundlegend gewandelt. Nach ersten Forschungen in den 1990er Jahren über theologische „Brückenbauer“ zum Nationalsozialismus wird die Geschichte der Fakultäten, ihrer dem Klerus angehörenden Lehrkörper und der theologischen Einzeldisziplinen zwischen 1933 und 1945 mittlerweile systematisch aufgerollt.

Es ist das Verdienst der beiden Würzburger Kirchenhistoriker Dominik Burkard und Wolfgang Weiß, durch ihr Forschungsprojekt eine Bestandsaufnahme vorgenommen und damit eine erste Bresche geschlagen zu haben: Der aus zwei Fachtagungen hervorgegangene Doppelband bietet einen umfassenden Überblick über Forschungs- und Quellenlage, Lehrorganisation und -strukturen, Professoren und deren Nähe bzw. Distanz zur NS-Kirchen- und Wissenschaftspolitik. Damit liegt für das Gebiet des Deutschen Reiches (in den Grenzen von 1938/39) erstmals eine materialreiche, durch Personen- und Ortsregister erschlossene Zusammenschau aller wichtigen 33 staatlichen Fakultäten und kirchlichen Hochschulen/Seminare vor. Dass mit diesem strukturellen Zugriff zunächst nur der äußere institutionelle Rahmen skizziert wird, ist den Herausgebern bewusst. Insofern darf man gespannt sein, wie sich die bereits angekündigten Forschungen zu den theologischen Einzeldisziplinen in diesen Rahmen einpassen.

Wie schon im ersten Teilband (2007, 694 S.) bildet die Forschungs- und Quellenlage den Ausgangs- und Referenzpunkt der Einzelbeiträge. Dieser an und für sich selbstverständliche Punkt verdient deshalb hervorgehoben zu werden, weil er die Breite unveröffentlichten Archivmaterials sichtbar macht, auf die sich mittlerweile die theologiegeschichtlichen Nachforschungen zur NS-Zeit stützen können. Die meisten Autoren werten Überlieferungen der staatlichen Fakultäten bzw. kirchlichen Hochschulen aus, soweit sie in Universitäts- und Kirchenarchiven noch vorhanden und für die Forschung auch zugänglich gemacht wurden. In der Regel handelt es sich um Sachakten, darunter beispielsweise Fakultätschroniken. Nicht ausnahmslos, aber doch in einigen Fällen konnten überdies aufschlussreiche Nachlässe und Personalakten genutzt werden: Jörg Seiler greift für seine Ausführungen über die Philosophisch-Theologische Hochschule Fulda auf Personalakten

der Professoren zurück (S. 156), ebenso Gabriele Lautenschläger auf den Personalakt des zu den Deutschen Christen konvertierten, vormaligen Freiburger Geistlichen Franz Kapferer; Kapferer spielte als Leiter der „Katholischen Fachabteilung“ am Eisenacher „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ eine letztlich zwar einflusslose, gleichwohl unrühmliche Rolle (S. 446). Alexandra von Teuffenbach schließlich nutzt für ihren Beitrag über die an der Gregoriana in Rom lehrenden deutschen Jesuiten als Berater Pius XII. den bedeutsamen Nachlass P. Robert Leibers (S. 402). Neue, wertvolle Erkenntnisse verspricht offenkundig die vatikanische Aktenüberlieferung aus der Pontifikatszeit Papst Pius' XI.: Dominik Burkard wertet in seinem Beitrag über Braunsberg erstmals die Registratur der römischen Studienkongregation aus und vermag dadurch ein genaueres Bild der Causa Eschweiler/Barion zu zeichnen (S. 70).

Der Band will einen tieferen Einblick in die Strukturen und Abläufe katholischer Fakultäten und Hochschulen während der NS-Zeit bieten. Schon die unterschiedliche Quellenbasis bedingt, dass dieses Ziel nicht in allen Beiträgen erreicht wird. Bei der Frage nach der Berufungspolitik begnügt sich ein Teil mit der prosopographischen Dokumentation der Lehrstuhlinhaber. Diese Zusammenstellungen sind zwar sehr verdienstvoll, sagen aber ohne historische Kontextualisierung nur wenig aus. Hier würde man sich wünschen, die im ersten Teilband bereits entfalteten staatskirchenrechtlichen und hochschulpolitischen Rahmenbedingungen wären stärker berücksichtigt worden. Auch in das weite Feld von Nähe und Distanz katholischer Theologen zum NS-Regime und seinem völkisch-antisemitischen Weltanschauungsfundament leuchten die Autoren in ganz unterschiedlicher Weise und Stärke hinein. Das Spektrum, das sich im Leser bietet, ist entsprechend breit: fehlende Solidarität mit amtenthobenen, weil „nicht-arischen“ Kollegen (Bendel über Breslau), antirömische Affekte und wissenschaftsstrategische Kooperation (Burkard), strukturelle Geschlossenheit des klerikalen Lehrkörpers (Seiler), Verdrängung und politische Verfolgung (Löser über St. Georgen), weltanschauliche „Brückenbauer“ als Ausnahme (Brüggenhies über Paderborn), theologischer „Think-tank“ Pius XII. (von Teuffenbach) und Übertritt zur „Täterseite“ (Lautenschläger). In diesen Befunden spiegeln sich die langjährigen und oft kontroversen Diskussionen über Anpassung, Resistenz und Widerstand der katholischen Kirche im Dritten Reich wider. Indes zeichnen sich dahinter unterschiedliche historische Bewertungsmaßstäbe ab. Sie werfen die Frage auf, ob nicht speziell im Blick auf die Katholische Theologie über einen schärferen Kriterienkatalog nachgedacht werden muss, um zu einem klareren historischen Gesamtbild zu gelangen.

In die richtige Richtung weist vor allem der Beitrag Dominik Burkards über die Theologische Fakultät der Staatlichen Akademie Braunsberg (S. 24–123), die schon den Zeitgenossen als „nationalsozialistisch“ galt. Seit den Untersuchungen von Gabriele Lautenschläger und Wilhelm Damberg über Josef Lortz sowie von Thomas Marschler über Hans Barion bzw. Karl Eschweiler ist bekannt, wie sehr das theologisch „moderne“ Denken dieser drei in Braunsberg lehrenden Theologieprofessoren bereits in den Jahren der Weimarer Republik von antirömischen Affekten und einer Ablehnung des politischen Zentrums-katholizismus durchzogen war. Burkard beschreibt, wie die 1933 in die NSDAP eintretenden katholischen

Theologen bei ihren je eigenen kirchenhistorischen (Lortz), dogmatischen (Eschweiler) und kanonistischen (Barion) „Brückenschlägen“ zum Nationalsozialismus und zu den Mächtigen des Regimes rasch in das wachsende kirchenpolitische Spannungsfeld zwischen Papst, deutschem Episkopat und Berliner Reichregierung gerieten. Ihre theologischen, organisatorischen und – im Falle Barions ausgeprägten – wissenschaftspolitischen Ambitionen, dem Interesse des NS-Regimes an einer „Vorzeigefakultät“ in Ostpreußen (Promotionsrecht, Lehrstuhl für Fundamentaltheologie) bereitwillig entgegenzuarbeiten, rief bei dem anfänglich wohlwollenden Bischof Kaller und insbesondere der römischen Kurie Widerspruch hervor. Dort brachten Eschweilers zweifelhaftes Gutachten zur Sterilisationsfrage – von Burkard im vollen Wortlaut dokumentiert – und wohl Barions öffentliche Kritik am Reichskonkordat das Fass zum Überlaufen. Aus der im August 1934 verfügten Suspension beider Professoren vom Priesteramt (!) und der von Rom aus 1935 erzwungenen Unterwerfungserklärung kamen weder Eschweiler noch Barion letztlich unbeschädigt wieder heraus: Eschweiler verlor in Berlin innerhalb der Fakultät und zuletzt auch bei dem ihm befreundeten Barion den Rückhalt; nur der frühe Tod im September 1936 bewahrte den gerade einmal 50-jährigen Dogmatiker vor weiteren und endgültigen lehramtlichen Loyalitätskonflikten. Das staatlicherseits unterstützte Berufungsverfahren Barions an die Münchener Fakultät scheiterte am Widerstand Kardinal Faulhabers; der Braunsberger Kanonist erhielt zwar einen vom Kölner Kardinal Schulte nachdrücklich befürworteten Ruf nach Bonn. Die Auswirkungen der Konfrontation mit dem Vatikan erreichten Barion in ihrer Gänze dann aber nach dem Krieg, als er seinen Bonner Lehrstuhl verlor, ohne – im Unterschied etwa zu Lortz – an anderer Stelle seine akademische Laufbahn fortsetzen zu können; Barion starb 1973 in Bonn. Die Braunsberger Akademie geriet nach dem Weggang von Lortz nach Münster (1934), Eschweilers Tod (1936) sowie Barions Wechsel nach Bonn (1938) politisch in ruhigeres Fahrwasser. Ohnehin ließen die klaren kirchenpolitischen Fronten „Brückenschläge“ wie im Jahr der „Machtergreifung“ nicht mehr zu. Deshalb könne generell von einer „braunen Fakultät“ nicht die Rede sein. Dass sich indes mit diesem Ergebnis zugleich die Aufgabe stellt, den „staatsloyalen“ Braunsberger Theologieprofessoren weiter nachzugehen, streicht Burkard deutlich heraus.

Alles in allem wird man dem Doppelband bescheinigen, eine erste und gewichtige Zwischenbilanz der in den letzten Jahren deutlich vorangekommenen Erforschung der Katholischen Theologie im Nationalsozialismus gezogen zu haben. Auf diesem Fundament läßt sich weiter aufbauen.

Bonn

Christoph Kösters

Alles brannte! Jüdisches Leben und seine Zerstörung in den preußischen Provinzen Hannover und Ostpreußen. Hrsg.: Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas und Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg. Projektleitung: Uwe Neumärker, Joachim Mähnert. Übersetzung: Sofja Klokotova. Berlin: Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas 2014, 295 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-942240-13-0.

Anlässlich des 75. Jahrestags des antijüdischen Terrors vom November 1938 wurde die Ausstellung „Alles brannte!“ der Öffentlichkeit übergeben. Sie unternahm erstmals einen umfassenden Vergleich jüdischer Geschichte in zwei Landesteilen Preußens: in den ehemaligen Provinzen Hannover und Ostpreußen. Dabei ging es darum, deutlich zu machen, dass die Pogrome jede Hoffnung auf das Fortbestehen jüdischen Lebens in der angestammten Heimat abrupt beendeten. Ziel der Ausstellung war es auch, zugleich einen Beitrag zur grenzüberschreitenden Aufarbeitung dieser Vergangenheit zu leisten, die – was Ostpreußen anbetrifft – der historische Hintergrund ist für ein fragmentiertes Gebiet, das heute in Teilen der Russischen Föderation, Polen und Litauen angehört.

Der hier vorzustellende, vom Kurator Ulrich Baumann verfasste und in deutscher und russischer Sprache erschienene Katalog zur Ausstellung enthält zahlreiche faszinierende, obendrein bislang meist kaum bekannte Fotografien, Aufnahmen von Originalen und eine große Zahl an Zeitdokumenten. Auf die Einleitung folgt ein Abschnitt über Synagogen und jüdische Einrichtungen mit seltenen Aufnahmen von Gotteshäusern, Friedhöfen und Trauerhallen in Ostpreußen (S. 32 ff.). Der Verfasser blickt dann auf die Anfänge jüdischen Lebens in den beiden Gebieten zurück. Für Ostpreußen wird zudem Entstehung und Entfaltung jüdischen aufklärerischen Denkens in Königsberg gewürdigt, die ihren Anteil hatte an den aus jüdischer Sicht für vorbildlich angesehenen „Königsberger Verhältnissen“. Die ostpreußische Hauptstadt steht wiederholt *pars pro toto* für die gesamte Provinz, so auch im Kapitel über das jüdische Alltagsleben. Über die antisemitische Hetze und Gewalt in Kleinstädten und Dörfern ist hier vergleichsweise wenig zu erfahren. Das Nebeneinander- und Miteinanderleben spielte sich hier nach den Veränderungen, die die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg mit sich brachte, in dem vom übrigen Staatsgebiet abgetrennten Landesteil unter spezifischen Bedingungen ab. Angesichts des deutschnationalen „Volkstumskampfs“ fühlten sich jüdische und nicht-jüdische Einwohner in den 1920er Jahren bedroht von Gefahren, die Ostpreußen vermeintlich seitens der Nachbarstaaten Polen und Litauen drohten. Die Bedrohung, die von radikalisierten Deutschen ausging, wurde demgegenüber krass unterschätzt. Nationalsozialistischer Ungeist brach sich seit 1933 bei der Einschüchterung jüdischer Kaufleute Bahn. Der gezielte Terror kulminierte 1938 in der Zerstörung der Neuen Synagoge von Königsberg, die ungezählte Gaffer und Plünderer mit ansahen, manche auf Fotografien festhielten. „Wie die Synagogenbrände zogen die zerstörten Schaufensterfronten eine große Zahl von Schaulustigen an“, heißt es hier zusammenfassend: „Vor allem auf dem Land war der Übergang von einer Position des Zusehens zur Beteiligung an Zerstörungen oder Demütigungen fließend“ (S. 117). Den Opfern blieb als einziger Ausweg vor dem brutalen Zugriff der Verfolgungsorgane die „Flucht ins Ungewisse“ – der Versuch, fürs Erste wenigstens die Kinder mithilfe von Kindertransporten ins rettende Ausland zu schaffen. Durch Auswanderung verringerte sich die jüdische Bevölkerung Königsbergs von über 4000 (1925) auf 3200 (1933) und 2100 (1938). Danach konnten nur noch 500 Gemeindeglieder die Stadt verlassen. Die in Memel und andernorts Zurückbleibenden wurden dem nationalsozialistischen Mordregime unterworfen, das für die Auslöschung ganzer jüdischer Gemeinden sorgte. Von 1942

an wurden die Juden Ostpreußens in drei großen und einigen kleineren Transporten deportiert. 770 Juden brachte der Sonderzug D 40 vom Königsberger Güterbahnhof Ende Juni 1942 nach Minsk – von Einsatzkommandos beim Vernichtungslager Maly Trostinez erschossen, verschonte der Tod keinen einzigen (hierzu mehrere Abbildungen von Dokumenten, S. 168 f., 172–175). 809 Juden deportierten die Nationalsozialisten nach Theresienstadt, von denen nur wenige Dutzend die Befreiung des Lagers erlebten. Nur wenige, christlich-jüdischen Familien Entstammende blieben bis Kriegsende in ihrer Heimat zurück. Eine von ihnen, die 18-jährige Hella Markowsky, schlug sich nach der sowjetischen Eroberung Königsbergs nach Moldawien durch; erst 1971 konnte sie die Stadt ihrer Kindheit bei einem Besuch wiedersehen. Nechama Drober, wie sie sich heute nennt, lebt seit 1990 in Israel, da „ihr deutsches Vaterland [ihr] die Einreise verweigert“ hatte (S. 177). Ihrem Erinnerungsbericht ist der Titel der Ausstellung entnommen: Alles brannte! *Všë pylalo!*

Überaus erfreulich ist es, dass die Ausstellungsmacher bei ihren Recherchen auch bislang unbeachtete Quellen einbeziehen, etwa die Fotoberichte über die durch Kindertransporte Geretteten, die in jiddischsprachigen Zeitschriften erschienen sind (S. 149, 153). Auch ein Bericht des polnischen Generalkonsuls in Königsberg, Winiarski, der sich nach dem 9. November 1938 für die Entschädigung zweier Staatsbürger einsetzte, ist als Faksimile abgedruckt. Im Kapitel „Schlaglichter aus der Vertriebenenpresse“ wird zudem thematisiert, auf welche – beschämende – Weise jene der Verbrechen des Nationalsozialismus gedachten, die sich als Vertreter der aus Ostpreußen evakuierten, geflohenen und ausgesiedelten wahrnahmen (S. 198–207). Mit „Erinnerung und Zeugnisse[n] jüdischen Lebens“ und den „Schwierigkeiten im Umgang mit dem Erbe“ setzen sich dann vier abschließende Kapitel auseinander: im jetzt litauischen Memelland, im Königsberger Gebiet der Russischen Föderation, im ehemaligen vierten ostpreußischen Regierungsbezirk „Zichenau“ sowie im Ermland und Masuren, die auf polnischem Staatsgebiet liegen.

Der Beschreibung auf S. 200, die dem Preußen-Historiker Treitschke den Satz: „Die Juden sind [unser] Unglück“ zuschreibt, ist ein Wort entgangen. Zu manchen Personen hätte ich mir genauere biografische Angaben gewünscht, etwa bei dem Journalisten Kurt Sabatzky (1892–1955), der von 1923 bis 1932 als Geschäftsführer des *Centralvereins* in Ostpreußen den Nazis und ihrem Anführer Erich Koch unermüdlich – doch letztlich vergeblich – entgegentrat. Zur Biografie des Pelzhändlers Chaim Lazar Gersten (*1893) wäre hinzuzufügen, dass er aus dem galizischen Łańcut stammte, von 1920 an in Königsberg und seit 1922 in Leipzig wohnte. Dort besaß er das wohl größte Pelzgeschäft; die Zweigniederlassung in Königsberg, Münzplatz 2, bestand bis zu ihrer im Mai 1939 erzwungenen Aufhebung. Gersten wurde am 20. Januar 1943 aus dem Warschauer Getto ins nationalsozialistische Vernichtungslager Treblinka deportiert (dazu Näheres in: Klaus-Peter Friedrich: Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945, Bd. 9: Polen: Generalgouvernement August 1941 bis 1945, Dokument 222, S. 603–606).

Für die künftige Erinnerungsarbeit kann der auf insgesamt sehr sorgfältigen Nachforschungen beruhende Katalog als hervorragende Grundlage dienen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Historia Lidzbarka Warmińskiego [Die Geschichte von Heilsberg]. Hrsg. von Krzysztof Mikulski und Eugeniusz Borodij. Bd. 2. Teil 1. Bearb. von Mirosław Golon. Lidzbark Warmiński: Urząd Miejski 2011, 635 S., 178 Abb., 47 Tab.

Der hier vorgestellte erste Teil des zweiten Bandes der Geschichte von Heilsberg behandelt die Nachkriegsjahre 1945 bis 1975, die von erheblichen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbrüchen bestimmt waren und das Kriegsende von 1945 als entscheidende Zäsur erkennen lassen. Ein besonderer Stellenwert kommt hier der im Potsdamer Abkommen verfügten Vertreibung der Deutschen aus den preußischen Ostgebieten zu, die auch in der ehemaligen Residenzstadt der ermländischen Bischöfe zu einem nahezu völligen Austausch der Stadtbevölkerung führte. Der übersichtlich gegliederte und durch einen umfangreichen Anmerkungsapparat – er übernimmt häufig die Funktion eines Kommentars – ergänzte Band beruht fast ausschließlich auf polnischen Quellen, vor allem im Staatsarchiv Allenstein und im Archiv des Nationalen Gedenkens in Białystok, und einer breitgefächerten polnischsprachigen Fachliteratur. Das zeigt, dass er deutschen Interessenten nur mit polnischen Sprachkenntnissen zugänglich ist und sich vor allem an polnische Leser wendet.

Unter den zahlreichen hier angesprochenen Problemen der Heilsberger Nachkriegsgeschichte sind vor allem Informationen über das Schicksal der Deutschen von Interesse, die jahrhundertlang das Gesicht der alten Bischofsstadt und ihres Umlandes geprägt hatten. Nach der Eroberung Heilsbergs Anfang Februar 1945 durch die Rote Armee wurde die Stadt einem sowjetischen Militärkommandanten unterstellt, der seine Befugnisse nur schleppend an die sich seit der zweiten Maihälfte jenes Jahres allmählich formierende polnische Verwaltung abgab. Aufschlussreich ist die Feststellung, Anfang 1946 habe es bereits in der Stadt Heilsberg ein Übergewicht der polnischen Bevölkerung gegeben, während im gesamten zugehörigen Kreis von insgesamt 16.000 Einwohnern 11.000 Deutsche gewesen seien. Im Laufe dieses Jahres kam es zu erheblichen Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur des Kreisgebietes, wofür vor allem die nun einsetzende planmäßige Vertreibung – in polnischer Diktion sprach man von „Aussiedlung“ oder „zwangsweiser Aussiedlung“ – verantwortlich war, die in sechs Großtransporten bis zum September 1948 die Deutschen mit der Eisenbahn in die Sowjetische Besatzungszone beförderte. Jeder dieser Transporte umfasste etwa 1.500 Personen. Daneben gab es Sammeltransporte, in denen sich neben Personen aus dem Ermland auch solche aus anderen ostpreußischen Kreisen befanden. Ausgenommen von dieser Aktion blieben die Autochthonen, die einer besonderen Betrachtung bedürfen. Sie wurden einer strengen Verifizierung durch die Heilsberger Kreisabteilung des Polnischen Nationalkomitees unterworfen, deren Leiterin die Autochthonin und Lehrerin Maria Sendrowska, eine schon vor dem Krieg im Ermland bekannte Aktivistin, war. Mit der Verifizierung verfolgte die polnische Administration das Ziel, der in ihren Augen einheimischen polnischen Bevölkerung – dabei handelte es sich vornehmlich um polnischsprachige Ermländer und Masuren, die vor 1939 deutsche Staatsbürger gewesen waren und sich nach 1945 in Gebieten befanden, die nun innerhalb der Grenzen Polens lagen – das polnische Bürgerrecht zu verleihen, wozu die Wiedererlangung ihres verlorenen Besitzes und das Recht

zur Bekleidung öffentlicher Ämter gehörten. Zentrale Kriterien der Entscheidungsfindung des Kreiskomitees waren der Familienname, die Kenntnis der polnischen Sprache und keine zum Nachteil der polnischen Nation begangenen Handlungen. Bei der ersten in Heilsberg durchgeführten Verifikation von 650 Autochthonen wurden 400 zur polnischen und 250 zur deutschen Nationalität gerechnet. Trotz positiver Verifizierung waren allerdings einige Personen nicht am Bleiben in der Heimat interessiert und stellten einen Antrag auf Ausreise nach Deutschland. Für andere waren die Hauptmotive ihrer Verweigerung die schlechte wirtschaftliche Situation und die Nachteile, die sie durch Raub und Schikanen seitens der Diebe, polnischen Siedler und Behörden erfahren hatten. Im Juli 1949 wurden im gesamten Heilsberger Kreisgebiet 2.103 verifizierte Autochthone gezählt, von denen sich ein Teil speziellen Kursen zur Repolonisierung unterziehen musste. Während die polnischen Behörden aus politischen Gründen an einer möglichst hohen Zahl positiv Verifizierter interessiert waren, identifizierten sich die Funktionsträger auf lokaler Ebene eher mit den zahlreichen Umsiedlern aus Zentralpolen und den hauptsächlich aus dem Wilnagebiet und Wolhynien stammenden Repatrianten, d. h. aus den an die Sowjetunion gefallenen Ostgebieten der Zweiten Polnischen Republik. Hinzu kamen im Mai 1947 als besondere nationale Gruppe im Rahmen der Aktion „Weichsel“ aus den südöstlichen Regionen Polens ausgesiedelte Ukrainer, die 11 % der Heilsberger Kreisbevölkerung ausmachten.

Die Betrachtung der Ereignisse in der ersten Hälfte der 1950er Jahre lässt im Heilsberger Raum den weitgehenden Abschluss der tiefgreifenden Bevölkerungsumschichtung der unmittelbaren Nachkriegszeit erkennen. Im Herbst 1952 bezifferten die Behörden den Anteil der Umsiedler aus Zentralpolen und den Regionen östlich des Bugs auf jeweils 48 %, während 3, 5 % auf die Autochthonen entfielen. Die verbliebenen Deutschen – 1948 waren nur noch 42 registriert worden – spielten zahlenmäßig keine Rolle mehr. Neben der intensiven Zuwanderung, die der Stadt Heilsberg und ihrem Kreisgebiet rasch einen polnischen Charakter verlieh, war das natürliche Bevölkerungswachstum infolge der zumeist jungen Neusiedler für den rasanten Anstieg der Einwohnerzahlen verantwortlich. So hatte sich beispielsweise in der Stadt Heilsberg die Einwohnerschaft von 2.863 (Januar 1946) auf 7.332 (Juni 1950) Personen, d. h. um etwa das Dreifache, vermehrt. In der Stalinzeit waren die Autochthonen stärker als die polnische Bevölkerung den repressiven Maßnahmen des Staates unterworfen, wofür vor allem ihre Beziehungen und häufigeren verwandtschaftlichen Bindungen zum Deutschtum verantwortlich gemacht wurden. Besonders hart traf es autochthone katholische Priester, die durch ihr Wirken in der Kirche zusätzlichen Verfolgungen ausgesetzt wurden. Breitgefächert sind die Hinweise über die katastrophalen Lebensbedingungen der Menschen, die in der weitgehend in Ruinen liegenden Stadt keine Wohnungen fanden und sich in Notquartieren einrichten mussten. Zum raschen Wiederaufbau der Häuser fehlten die erforderlichen Mittel. Erst zu Beginn der 1950er Jahre konnten die Wasserleitungen und die Kanalisation wieder in Betrieb genommen und eine wenigstens teilweise ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln gewährleistet werden. Diese Entwicklung wurde durch die aufgehaltene Verstaatlichung der Landwirtschaft und die Tendenz zur Rückkehr zu privaten landwirt-

schaftlichen Betrieben außerordentlich begünstigt. Wie andernorts in Polen gingen auch in Heilsberg von der Machtübernahme Gomułkas im Oktober 1956 positive Impulse aus, die die Allmacht der Partei und die damit verbundene Überwachung und Beschränkung der persönlichen Freiheit zumindest partiell aufhoben und zur Belebung von Politik, Wirtschaft und Kultur beitrugen. Diese Reformen wirkten sich auch vorteilhaft auf das Zusammenleben der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen wie der Polen, Ukrainer und Autochthonen aus, wobei allerdings nicht alle Spannungen überwunden werden konnten. Aufschlussreich ist der Hinweis, 1955 hätten nur 136 Autochthone nach Deutschland ausreisen dürfen. Im folgenden Jahr seien es dagegen 3.102 Personen gewesen, was zu der Feststellung führt, die Autochthonenfrage sei in Wirklichkeit ein „deutsches Problem“ gewesen (S. 359). Der von Gomułka in engen Grenzen angestrebte eigene Weg eines stärker national gefärbten Kommunismus begünstigte den Blick auf die besondere Rolle des Polentums, der sogen. *Polskość*, die nicht nur alle Gebiete der Volksrepublik miteinander verband, sondern auch die „Polonia“ im Ausland einbezog. So war es nicht von ungefähr, dass 1958 das 650-jährige Stadtrechtsjubiläum Heilbergs im festlichen Rahmen begangen wurde, wozu Theater- und Tanzaufführungen, aber auch Vorträge polnischer Historiker wie der des Akademiemitglieds Stanisław Herbst über „die Geschichte der Städte des ehemaligen Preußen“ gehörten. Im Gegensatz zur Betonung der vielseitigen engen Verflechtungen mit Polen wurde allerdings an die Kulturleistungen der Deutschen vor 1945 kaum erinnert. Gewiss hatte man noch andere Sorgen, mussten doch zunächst Heilsbergs Hauptstraßen vom umherstreifenden Vieh der Landbevölkerung gesäubert werden. Positiv zu erwähnen sind die trotz aller materiellen Hemmnisse in den 1960er und vor allem 1970er Jahren erreichten Fortschritte in den zentralen Bereichen des Wohnungsbaus, der Lebensmittelversorgung, im sanitären und wirtschaftlichen Sektor, die das Alltagsleben der Bevölkerung zumindest etwas erträglicher gestalteten. Beachtlich waren auch die Errungenschaften im Schul- und Weiterbildungswesen, woran neben staatlichen Einrichtungen die Privatinitiative Heilsberger Bürger und vor allem die katholische Kirche großen Anteil hatten. Zunehmende Beachtung fand auch der lange Zeit völlig vernachlässigte Denkmalschutz, dessen wichtigstes Objekt die Restaurierung des bischöflichen Schlosses war, der sich aber auch auf die Wiederherstellung anderer historischer Gebäude wie Bürgerhäuser, Kirchen und Stadttore bezog, wobei das neu geschaffene Museum ein Zentrum für alle kulturellen Aktivitäten dieser Art bildete. Zu den bedeutendsten kulturellen Veranstaltungen Heilsbergs in der hier behandelten Zeit gehörten zweifellos die vielschichtigen Präsentationen des Copernicus-Jahres 1973, die von zahlreichen politischen und historischen Propagandaaktionen begleitet waren. Sie zogen zwar viele Fremde in die Bischofsstadt, erfüllten aber nicht die weitgespannten Erwartungen der städtischen Behörden, weil der Tourismusverkehr damals in dieser Gegend noch keine große Bedeutung hatte.

Der Band vermittelt viele wichtige Erkenntnisse zur Nachkriegsgeschichte Heilsbergs. Die fast völlig vertriebenen Deutschen spielten darin kaum noch eine Rolle. Ihre kulturelle Leistung überdauerte in ihren hinterlassenen Denkmälern die Zeiten.

Berlin

Stefan Hartmann